P. o. germ.
1811 w (28 Sidler

## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
(Frauenplatz Nro. 8.)

20078

<36607042510014

<36607042510014

Bayer. Staatsbibliothek

# Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

---

Acht und zwanzigster Band.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Lüneburgische Bibliothek

# Kleine Erzählungen.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Siebenter Theil.

1. So war es nicht gemeint.
2. Der Graf von Barcellona.
3. Schloß Wiernitz.
4. Carl's des Großen Jugendliebe.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# I.

# So war es nicht gemeint.

Bayer. Staatsbibliothek München

## Marie Forstern an Therese Walling.

Im April 18. . .

Mit einem Kopf voll Gedanken und einem Herzen voll Sorgen komme ich zu dir, liebe Therese, und klage dir mein Leid. Ach zu dir! Wenn ich das doch wirklich könnte! — Aber du bist weit von mir, und so komme ich nur zu meinem Papier, das ich mit meinem Kummer voll schreibe, und mich leichter fühle, wenn ich denke: über einige Tage hält es meine gute Therese in der Hand, liest es und erfährt, wie es ihrer armen Freundinn geht, und hat Mitleid mit ihr.

Ja, Therese! Es geht mir recht übel. Mein Vater — nun, ein Kind soll wohl nicht über seine Ältern klagen — aber ich müßte ganz verzweifeln, wenn ich nicht irgend jemand auf der Welt sagen dürfte, wie es mir ist. Und kann ich denn dafür, daß mein Kummer und mein Vater so nahe zusammen treffen, daß er die

einzige Ursache desselben ist? Kann ich endlich dafür, daß Willbachs Aussichten sich nicht bessern wollen, daß er die Stelle wieder nicht bekömmt, auf die — wie unbeträchtlich sie ist, — wir, wie auf den Einlaß in's Paradies, warten? Ach, wir hätten klein gelebt, aber wir wären vergnügt gewesen! Nun ist's abermahls, und schon zum dritten Mahl nichts, und so geht Jahr an Jahr herum, und unsere Hoffnungen werden immer schwächer.

Da schmählt nun mein Vater, ihm reißt die Geduld bey dem langen Warten. Ich ginge nun schon in's zwey und zwanzigste Jahr, sagt er, ich schleppte mich seit meinem achtzehnten in dem unglückseligen Verhältniß, — ich würde mich noch wohl vier oder sechs Jahre damit schleppen, darüber verblühn, alt werden, keinen andern Mann finden, und ihm zur Last bleiben, als eine alte Jungfrau, die in der Welt zu nichts nütze wäre, als sich und andern das Leben zu verbittern.

Sieh, liebe Therese, solche harte Worte muß ich nun alle Tage anhören. Wie schwer mir das wird, was ich dabey leide, kann ich niemand sagen, selbst dir nicht — am wenigsten meinem Vater. Ich habe keine Antwort als Thränen,

ich weine auch fast den ganzen Tag, und wie oft — ach Gott, wie oft wünsche ich mich in's kühle Grab und denke: wenn ich da unten läge bey der seligen Mutter, und die dunkle, schwere Erde auf mir und der grüne Rasen darüber, da möchte ich Ruhe haben, und nichts von all dem Schelten und Jammern hören, und alles vergessen und vergessen werden.

Aber wenn ich so denke, dann fällt mir Heinrich ein und sein Jammer, wenn ich stürbe. — Nein, das darf ich nicht wünschen! Er ist ohnedieß niedergeschlagen genug, und hat schon mehr als einmahl den unglückseligen Gedanken geäußert, daß er mich lassen, mir entsagen will, um meines Vaters Unwillen von mir zu wenden und mich von keiner andern Partie, bey der ich mein Glück finden könnte, abzuhalten. Du lieber, guter Heinrich! Wie kann ich denn glücklich seyn ohne dich?

Es stürmt jetzt so Manches über den armen Willbach her. Sein Jugendfreund, ein Baron Arthur von Ottensen, mit dem er studirt, den er eine Zeitlang auf Reisen begleitet, und in Italien einmahl mit Gefahr seines Lebens vor den Dolchen der Banditen geschützt hat, die dem Baron wegen einer schönen Frau nachstell-

ten, — dieser Baron Arthur ist gerade jetzt gefährlich krank, und Heinrich muß fürchten ihn zu verlieren. Jetzt sollte ich ihn trösten, aber was kann ich ihm mit meinem gedrückten Gemüth sagen?

Nun habe ich dir alle meine Leiden geklagt, und es ist mir, als trüge ich sie leichter. Leb' wohl, theure Freundinn, und schreibe mir bald!

## Dieselbe, an Dieselbe.

Im Aprill 18. . .

Ich danke dir für deine schnelle Antwort. Deine Liebe und Theilnahme war mir ein wahrer Trost, sonst kann mir ja ohnedieß niemand etwas geben, und ich muß mich eben in Geduld fassen. Geduld! Geduld! Das war immer mein Wahlspruch, und wird es auch wohl so ziemlich zeitlebens bleiben.

Was du mir da wegen des Barons schreibst, wäre wohl schön, aber auf keine Weise thunlich. Zwar ist Ottensen sehr reich und er hat es Heinrichen mehr als hundert Mahl angebothen, daß er zu ihm ziehen, und alles, was jener besitzt, mit ihm theilen soll; aber erstlich dürfte er dann nicht daran denken, zu heirathen, denn Ottensen,

der kränklich und hypochondrisch ist, würde seinen Freund mit keiner Frau theilen wollen, und zweytens wäre es auf keinen Fall von Dauer, denn Ottensens Gesundheit ist ganz zerstört. Er hat, in Neapel glaub' ich, zuerst einen Sturz mit dem Pferde gemacht, wovon seine Brust verletzt wurde, und dann, als er von dort wieder nach Rom zurückkehrte, mußte er durch einen Ort, der — ich meine, die pontinischen Sümpfe heißt, und wo es äußerst ungesund, ja gefährlich seyn soll zu reisen. Hier griff die böse Luft seine geschwächte Brust noch mehr an, und er konnte kaum Rom erreichen, wo die Kunst geschickter Ärzte ihm das Leben erhielt, aber keine lange Dauer desselben verhieß. Nun aber darf er über sein Vermögen, wenn er unverheirathet stirbt, nach seinem Tode nicht schalten, denn so hat es sein Vater bestimmt, der ihn dadurch zwingen wollte, seinen Widerwillen gegen das Heirathen zu überwinden; Ottensen aber verzichtet lieber auf den freyen Gebrauch seines Reichthums, als daß er ein verhaßtes Bündniß einginge, und so ist von dieser Seite für Heinrich auch keine bleibende Aussicht.

Ein seltsamer Mensch muß dieser Baron Arthur auf jeden Fall seyn, — verständig, gut-

müthig, wohlthätig, wie Heinrich sagt, aber sonderbar in seiner Lebensart, menschenscheu, und deßwegen, und wegen seiner Kränklichkeit immer einsam. In der Liebe war er auch sehr unglücklich. Ein Mädchen, das er sehr geliebt hatte, war ihm auf eine abscheuliche Art untreu geworden, und jene Dame, um derentwillen er bald das Leben verloren hätte, starb kurze Zeit darauf unter schrecklichen Schmerzen in seinen Armen — an Gift, wie man fürchtete, das ein eifersüchtiger Liebhaber, der bereits durch die Ältern mit ihr versprochen gewesen war, ihr beygebracht hatte.

Ich kann es dem Baron nicht verdenken, wenn er nach solchen Erfahrungen sich scheut, ein drittes ähnliches Verhältniß anzuknüpfen, und muß ihn über alles das recht von Herzen beklagen.

Er hat an Heinrich schreiben lassen. Er fürchtet, dießmahl den Anfall nicht zu überstehen, und wünscht seinen Freund noch einmahl vor seinem Ende zu sehen. Ich mag und darf Heinrich von dieser letzten heiligen Freundschaftspflicht nicht abhalten und ihm einen Trost nicht entziehn, dessen sein Herz so sehr bedarf. Auf der andern Seite zittere ich vor seiner Abwesen-

heit. Ach Gott, wie werde ich denn das Leben, das stille, einförmige Daseyn ertragen ohne ihn? Und dann fürchte ich auch, daß der Anblick aller der traurigen Scenen, und das Todbett eines geliebten Freundes einen sehr nachtheiligen Eindruck auf seine Stimmung machen werde. Nun, wie Gott will! Folgt Heinrich dem Rufe des Barons, so will ich denken, es hat so seyn müssen, und es wird also gut seyn. Ach Therese! Ich bin recht niedergeschlagen, und es gibt Stunden, wo ich mich recht herzlich an des Barons Stelle wünsche, der jung, reich, angesehen, nach allen seinen Wünschen leben und glücklich seyn könnte und nun sterben wird! Das ist's eben; der Mensch hier auf Erden soll nicht glücklich seyn!

### Dieselbe an Dieselbe.

Im Junius 18. . .

Zwey trübe, lange Monathe sind mir in tiefer Einsamkeit vorüber gegangen, seit Heinrich fort war, und jetzt erst habe ich Hoffnung ihn wieder zu sehn. Er war die ganze Zeit auf Ottensens Landgute, der sich nun zu Heinrichs großer Freude wieder erhohlt und entschlos-

sen hat, ihn hieher zu begleiten, weil ihm der Arzt Zerstreuung und Luftveränderung angerathen hat. Heinrich will ihn bey uns einführen. Ich freue mich nicht sehr darauf, denn ich bin am liebsten mit Heinrich ganz allein; doch kann ich auch nicht läugnen, daß ich neugierig bin, den Baron kennen zu lernen, von dem ich schon so mancherley gehört habe.

Ach, wie ich glücklich bin, daß Heinrich wieder kömmt, kann ich dir gar nicht sagen! Mein Leben ist doch gar zu still und einförmig. Meines Vaters Lage, noch mehr aber seine Denkart schließen mich fast von allen jugendlichen Freuden aus, und ich denke doch der Zeit recht gut, wo es nicht so war, der Zeit nähmlich, wo meine gute Mutter noch lebte und arbeitete, und schaffte, und Freudigkeit und besserer Erwerb durch ihren Fleiß in das Haus kamen. Damahls sahen wir Freunde bey uns, wir gingen, wiewohl selten, aus; ich hatte mein Clavier, sie selbst unterrichtete mich im Französischen, in mancherley schönen Arbeiten, worin ich ihr an die Hand ging. Seit sie todt ist, floß mein Leben unter vielen Entbehrungen und seltenen Erholungen in tiefster Stille hin, bis ich Heinrich kennen lernte. — Da kam wieder Freude und

Lebhaftigkeit in mein Daseyn, ich ertrug alles leichter, unsre Beschränkung, meines Vaters Launen, meine gänzliche Einsamkeit; denn Heinrichs Liebe und Umgang ersetzte mir alles. Und nun mußte ich ihn so lange entbehren! Gottlob, diese trübe Zeit ist bald zu Ende; ich will auch in der Freude meines Herzens denen, die mich quälen, alles vergeben und vergessen.

## Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18. . .

Gottlob, liebe Therese! Er ist hier, und eine bessere Zeit in mancherley Rücksicht scheint mit ihm gekommen! Vor acht Tagen traf er ein, sein erster Weg war zu mir. Ach, in dem Augenblick des Wiedersehens war alles, was ich vorher ausgestanden hatte, versunken, verwischt, und ich ganz glücklich! Am folgenden Tage brachte er seinen Freund mit. Mir war es unangenehm, ich mag es nicht läugnen; mich hätte die Gegenwart jedes Zeugen gedrückt, am meisten die eines Menschen, der durch seine ganze Lage, selbst durch seine Wunderlichkeiten etwas sehr Verschiedenes von uns seyn mußte.

Ich wollte es auch Heinrich sagen, aber dann dachte ich, daß der Baron sein Freund ist, daß es ihn schmerzen müßte, wenn ich ihn nicht gern bey uns sähe, und endlich — damit ich es nur frey gestehe, — verdroß es mich, daß Heinrich nach einer so langen Abwesenheit so wenig Sehnsucht hatte, mit mir allein zu bleiben, und mir schon am zweyten Tage einen weltfremden Menschen zuführte. Das aber hätte ich ihm nun vollends gar niemahls zeigen mögen.

Es kam indeßen doch ganz anders. Der Baron ist ein recht artiger feiner Mann, den man, wenn er nicht so krank aussähe, wohl schön nennen könnte; so aber machen die großen dunkeln Augen mit den langen Wimpern in dem todtblassen Gesicht eine sonderbare Wirkung, und schauen Einen aus den tiefen Zügen wie wehmüthig an, und die lange, schlanke Gestalt ist vorgebeugt, und scheint sich nicht aufrecht tragen zu können. Übrigens thut er, was mir recht gefällt, nichts weniger als krank, oder ängstlich, er spricht zwar leise, aber viel und lebhaft, und was er sagt, ist angenehm und unterhaltend. Manchesmahl ist er sogar munter, er und Heinrich erzählen von ihren Reisen, von allerley theils sonderbaren, theils lächerlichen

Zufällen, Sachen und Menschen, das Gespräch bewegt sich lebhaft und reißt nie ab, was wohl sonst zuweilen der Fall war, wenn Heinrich verstimmt zu mir kam, und ich ihm alles durcherzählt hatte, was ich in meinem Gedächtniß auftreiben konnte, um ihn zu erheitern. Selbst mein Vater ist auf solche Weise befriedigt, und es kömmt mir vor, als behandle er den guten Heinrich mit mehr Achtung und Antheil, weil er sieht, daß ein so reicher, vornehmer Mann sein guter Freund ist. Ach, Gott gebe, daß alles so fortwähren, und des Barons Anwesenheit auch auf die Hauptsache, auf Heinrichs Beförderung günstig wirken möge! Ein Mann, wie er, wird wohl Bekannte und Freunde unter den Großen haben, und da könnten seine Empfehlungen viel thun. Ich hoffe wieder, wie du siehst, und diese Hoffnung und Heinrichs Gegenwart geben mir wieder Freudigkeit. Leb' wohl.

## Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18. . .

Es werden jetzt vierzehn Tage seyn, daß ich dir in einer fröhlichen Stimmung geschrieben habe. Damahls ging es mir recht gut. Ich kann

nicht sagen, daß ich jetzt über irgend etwas eigentlich zu klagen hätte, aber es thut sich schon wieder da, und dort manches hervor, was besser — anders wäre. Du wirst auch schelten, ich höre es schon, und mir vorwerfen, daß ich niemahls zufrieden sey, und immer etwas zu klagen oder zu wünschen haben müßte. Ja, liebe Therese, vielleicht hast du auch Recht, vielleicht liegt die Schuld an meinem gar zu ängstlichen reitzbaren Wesen. Ich weiß wohl, daß Heinrich mir oft diesen Vorwurf gemacht hat, ich will auch nicht behaupten, daß die Schuld nicht großen Theils an mir liege, und will mich bemühen, nicht so viel zu grübeln, und die Dinge lieber zu nehmen, wie sie nun einmahl sind; aber dessen ungeachtet kann ich den widrigen Eindruck, den sie auf mich machen — zumahl im ersten Augenblicke — nicht bemeistern.

Du weißt am besten, wie aufrichtig und treu ich meinen Heinrich liebe, aber du weißt auch, daß ich in der letzten Zeit oft gegen dich geklagt habe, daß er manchmahl so abgespannt, so wortarm — so — daß ich es nur mit dem wahren Worte nenne, — so gelangweilt und langweilig bey mir gesessen, und endlich sogar immer Bücher mitgebracht hat, um nur Stoff

zur Unterhaltung zu finden. Das hat mich oft innerlich geschmerzt, ich habe es ihm auch gesagt; weil aber immer ein Zank daraus entstand, und er dann meist ein paar Tage schmollte, so schwieg ich zuletzt, und trug, was nicht zu ändern war, in Geduld. Wußte ich doch, daß er mich im Grunde herzlich liebte, und alles für mich zu thun im Stande war!

Diese Auftritte kommen nun wieder, wenn wir allein sind. Er ist ungleich, jetzt verstimmt, jetzt abgespannt, und doch fühle ich, daß es ganz anders geht, wenn Ottensen dabey ist. Da spinnt sich die Unterhaltung viel rascher und lebendiger fort, und das sollte nicht seyn; unser Gespräch sollte nie inniger, nie genügender seyn, als wenn wir allein sind. Findest du das nicht auch? Und begehre ich wohl zu viel, wenn ich das fordre?

Dann ist noch etwas, was mich leise drückt, und was ich durchaus nicht erklären kann. — Ich bemerke einen seltsamen Abstand zwischen des Barons und Heinrichs ganzer Art zu seyn und sich zu benehmen. Es ist in dem Ersten so etwas leichtes und doch sicheres, etwas einnehmendes und doch hohes, wodurch wir alle — und Heinrich eben auch — in einer Art von Entfernung

gehalten werden. Ich fühle das wohl, wenn Heinrich den Baron immer zuerst eintreten läßt, ihm einen Stuhl bringt, ihm reicht, was er verlangt; es sieht wie Unterordnung aus, und das thut mir weh. An dem Baron ist auch die Schuld nicht, denn der behandelt Heinrich wie einen Freund, ja wie einen Bruder, und ist fern davon, solche Dinge zu verlangen; ja vielmehr sehe ich, daß er es verhindert, wo er kann; aber es macht sich immer wie von selbst, und es ist mir in solchen Augenblicken, als sollte ich für Heinrich erröthen. Ich habe schon viel darüber nachgedacht und nichts gefunden, was diese Erscheinung erklären könnte, als vielleicht Ottensens Kränklichkeit. Diese macht, daß er beständig der Aufmerksamkeit derer, die ihn umgeben, bedarf, daß sie mancherley Rücksichten für ihn haben müssen, und daß Heinrich dann diese gern für seinen kranken Freund hat. Wenn das ist, so muß ich ihn wohl noch mehr darum achten, aber ich muß mir es auch oft vorsagen, um an Heinrich nicht irre zu werden.

## Dieselbe an Dieselbe.

Im August 18. . .

Therese! Welch ein ungeheures Unglück bricht über mich los! Denke dir mein entsetzliches Schicksal, wenn ich dir sage, daß der Baron bey meinem Vater um mich geworben hat! Du kennst des Vaters Denkungsart, unsere Dürftigkeit, seinen Widerwillen gegen Willbach. Ich brauche dir nicht mehr zu sagen, — ich weiß auch nichts zu sagen, als daß ich verzweifle!

So war es ein richtiges Vorgefühl, was mich erschreckte, als Willbach mir den ersten Besuch des Barons ankündigte! Ich wußte damahls nicht, warum mir das so gar unangenehm war, ich tadelte mich im Stillen darüber; jetzt weiß ich, daß mein ahnendes Herz Recht gehabt hat. Dieser unglückselige Mensch ist zu meinem Verderben in unser Haus gekommen.

Mein Vater hat bestimmt erklärt: Ich müsse ihn heirathen. Es hat schreckliche Auftritte gegeben. Ich habe eine Begegnung erfahren, die ich durch Wiedererzählen mir nicht noch einmahl lebhaft vorstellen mag. O Therese! es ist was fürchterliches um die ungemessene Liebe zum Gelde!

Ich habe meinem Vater alle möglichen Vorstellungen gemacht, ich habe ihn beschworen, zu bedenken, ob denn ein Mensch, der, wie dieser Baron, schlecht genug denkt, um seinen Jugendfreund, dem er das Leben schuldig ist, sein Einziges und Liebstes, seine Braut, zu rauben, wohl im Stande seyn würde, ein Weib glücklich zu machen, ob er sich entschließen würde, sein Kind einem anerkannten Diebe oder Räuber in die Arme zu werfen. Und was Besseres — bey Gott — ist ja dieser Baron nicht. Sind das die Sitten der Großen und Reichen, das ihre Grundsätze? O dann sey mir die Niedrigkeit und Armuth doppelt, dreyfach gelobt, bey der man wahre Ehrliebe, und eine Tugend findet, die sich scheuen würde, einen so frevelhaften Raub so ungescheut zu begehen!

Du wirst sagen, ich sey außer mir, und du hast Recht. Seit acht Tagen, seit sich mein Unglück erklärt hat, bin ich noch zu keiner rechten Besinnung gekommen. Alles stürmt auf mich, ich kann keinen Gedanken fassen, ich kann nur mit Angstgeschrey zum Himmel rufen, und, wenn der nicht durch ein Wunder rettet — verzweifeln; denn sonst ist kein Ausweg übrig. Auch an Willbach finde ich keine Stütze. Ich habe mich in

meinem Schmerz an ihn gewandt. Er ermahnte mich, meine Pflicht zu thun; da nun einmahl sein Schicksal ihm keine Aussicht böthe, mir seine Hand zu reichen, so habe er mir feyerlich entsagt, und mich seinem Freunde abgetreten. Ich war halb todt bey dieser Scene. Er hatte eine unbegreifliche Fassung. Ja, die Männer, die Männer! Die empfinden ganz anders, als wir. Freylich zitterte seine Stimme und seine Hand, als er die meine in die des boshaften Menschen legte, und mich ihm mit wenigen aber rührenden Worten empfahl; doch was war diese Bewegung gegen meine Betäubung, die mich einer Ohnmacht nahe brachte!

Und Ottensen? Es ist unbegreiflich, wie dieser Mensch, der mir so schätzbar, und durch sein unglückliches Schicksal oft so liebenswürdig vorkommt, so böse seyn, wie sich unter einer einnehmenden Außenseite so viel Tücke verstecken kann! Er empfing meine Hand mit kalter Ruhe, ja mit einem schadenfrohen Lächeln, als wollte er sagen: Hab' ich dich endlich? Du sollst mir nicht wieder entkommen! Der Schmerz seines Freundes, meine Verzweiflung, die ich ihm gar nicht zu verbergen suchte, galten ihm ganz gleich.

Ich habe mit Willbach sehr heftige und höchst

unangenehme Auftritte gehabt. Ich habe ihm geradezu erklärt, daß Er allein Schuld an meinem Unglück sey, und daß, wenn er nicht eingewilligt hätte, ich alles gewagt und den ganzen Zorn meines Vaters würde haben über mich ergehen lassen. Er zuckte die Achseln, sprach von seiner Verpflichtung gegen den Baron — Er, der ihm das Leben gerettet! — von dem, was man einem Freunde, zumahl einem unglücklichen, schuldig sey, der vielleicht nur kurze Zeit mehr zu leben hätte, und endlich von den Vorwürfen, die er sich ewig machen müßte, wenn er nicht alles gethan, ja sich nicht selbst mit allen seinen Wünschen zum Opfer gebracht hätte, um die letzten Tage dieses Freundes zu verschönern.

Ist das Tugend? Ist es Kälte? Ich begreife es nicht. Wenn es Tugend ist, dann bin ich noch unglückseliger, von einem solchen Herzen gerissen zu seyn. Ist es aber Kälte? O Therese! Nun bin ich auf dem schrecklichsten Punct in der ganzen Reihe meiner Leiden gekommen, gegen den meines Vaters Mißhandlungen, Ottensens hämische Freude und alles was ich ausstehen kann, nichts ist. Wenn es Kälte wäre?

Ich bin gestern auf dem Grabe meiner Mut-

ter gewesen, und habe ihr mein Leid geklagt und mit heißen Thränen gebethet, daß Gott mich vor Verzweiflung und vor einem unglücklichen Gedanken bewahren möchte, der, seit ich zu ahnden glaube, daß Heinrichs Opfer Kälte ist, mich jedes Messer und jedes hohe Dachfenster, woraus man sich rasch stürzen und so der Qual in einem Augenblick ein Ende machen könnte, mit einer Art von Begierde betrachten läßt — und das ist ja Sünde. Ach Gott, wohin werde ich noch gerathen!

Wenn ich nur bey meinem Peiniger und künftigen Tyrannen eine Spur von Zärtlichkeit wahrnehmen könnte, die seinen Schritt rechtfertigte! Aber er ist ganz ruhig in meiner Gegenwart und hat meinen letzten verzweifelten Versuch, ihm meine Abneigung vor dieser Heirath geradezu zu erklären, so ohne Unwillen, ja mit einer Art von Wehmuth und Mitleid aufgenommen, und ist dabey so fest auf seinem Sinne geblieben, daß ich nun gar keine Hülfe mehr vor mir sehe. Seit dem ist er stiller als sonst, sieht mich oft mit düsterem Blicke an, redet mir liebreich zu und verspricht mir, daß es mir einst noch recht gut gehen werde. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich muß

ihn verabscheuen, als den Mörder meines ganzen Glücks, und es ist mir doch unmöglich, es ihm ganz so zu zeigen, als ich es empfinde. O Therese, was wird noch aus mir werden?

## Die Baroninn von Ottensen an Therese Walling.

Im August 18. . .

Seit drey Wochen habe ich meinen Nahmen verändert. In meinem Herzen, in meiner Lage, in meiner Lebensweise ist keine Veränderung vorgegangen. Der Baron hat — das einzige, was er mir nach dem Sinne that, — eine stille, geräuschlose Hochzeitfeyer veranstaltet. Ich wurde ihm angetraut. Wie es diesen Tag war, an dem ich lebend in's Grab gestiegen bin, weiß ich nicht, ich kann dir also nichts davon erzählen. Der Baron hatte mir schöne Kleider und eine Menge Schmuck geschickt. Ich erhielt durch Thränen und Festigkeit, daß ich nichts davon anlegen durfte. Ich blieb in meinen gewöhnlichen Kleidern, und so bin ich noch. Den Tag nach der Hochzeit reisete der Baron nach seinem Gute ab. Er trug mir an, ihn zu begleiten. Die Art, wie er es that, zeigte mir, daß ich wagen durfte,

es abzuschlagen. Du wirst mich vielleicht tadeln? Du wirst sagen: das Weib gehört zum Manne, und du hast einmahl geschworen, ihn nicht zu verlassen. Das ist wohl wahr, auch bin ich oft recht unruhig über diesen Punct; aber er selbst verlangt es ja nicht, und es ist mein heiliger Vorsatz, so bald er es wünschen, so bald er nur eine leise Andeutung äußern wird, als ob er meiner bedürfte, so gehe ich auf der Stelle zu ihm, und will gewissenhaft als eine treue Hausfrau jede meiner Pflichten gegen ihn erfüllen.

Sieh, Therese, das ist der einzige Punct, auf dem ich in dem widerwärtigen Gewirre von Gedanken, Schmerzen und Besorgnissen mit einigem Wohlgefallen verweilen, und einigen Trost daraus schöpfen kann. Ich will meine Schuldigkeit gegen ihn, der nun einmahl vor Gott mein Gemahl und Herr ist, redlich thun.

Aus dieser Absicht habe ich Heinrich, der seit dem Tage vor der Vermählung bis zu des Barons Abreise unser Haus nicht mehr besuchte, geschrieben, daß er mich nun ganz meiden und mir durch sein Wegbleiben die schweren Pflichten, die er selbst mir hat aufladen helfen, leichter tragen machen soll. Er hat auch meinen Wunsch geehrt, aber dem ungeachtet seh' ich ihn

viel öfter, als mir lieb ist, bald ums Haus herumschleichen, bald in der Kirche. Ich glaube, das sollte er nicht thun; aber, wie schon gesagt, die Männer denken und empfinden ganz anders, als wir, und wir können sie eben so wenig begreifen, als sie uns.

Der Baron hat mir bey seiner Abreise eine schwere Rolle Geld in die Hand gelegt, zu kleinen Ausgaben, wie er sagte. Ich habe sie, als er weg war, geöffnet. Es waren hundert Souveraind'or. Er hat mir gesagt: so bald ich etwas bedürfte, möchte ich ihm schreiben oder schreiben lassen. Merk' dir das: schreiben lassen — und er würde mir alles schicken, was ich brauche.

Was heißt das? Therese! Schreiben lassen? Entweder glaubt er, ich kann gar nicht schreiben, oder wenigstens nicht recht ordentlich, und warum hat er denn ein solches Gänschen geheirathet? Oder er glaubt, ich will ihm nicht schreiben? So weiß er ja, daß ich ihn hasse, und macht sich nichts daraus, und nimmt mich auch nicht zu sich, und bemüht sich nicht, diesen Haß zu bekämpfen, und mir die Gesinnungen einzuflößen, die mir als christlicher Ehefrau geziemen. Ist das recht? Ist es redlich? O Pfui! Pfui! In was für Hände bin ich gerathen, The-

rese? Und wer hat mich ihnen überliefert? Ein Vater, und ein Mensch, für den ich willig mein Leben gegeben hätte?

Ich habe meinem Vater die Rolle gezeigt, er schien ganz glücklich darüber, und so habe ich sie ihm geschenkt. Das war es ja, um was er mich und mein ganzes zeitliches Glück verkauft hat, wofür ich bald mein ewiges Heil verloren hätte, hätte der Geist meiner guten Mutter, die ich brünstig angerufen, nicht über mich gewacht. So mag er denn den Sündenlohn hinnehmen.

Therese. Ich fühle, daß ich sehr bitter werde, und so ist es besser, abzubrechen.

## Dieselbe an Dieselbe.

Im October 18. .

Das dachte ich nicht, Therese, daß es dahin kommen sollte, daß ich wünschen und recht sehnlich verlangen würde, von dem Baron zu sich gerufen zu werden! Und doch ist es so. O gesegnet das Unglück, wenn es allein kommt, sagt das Sprichwort, und so muß auch ich sagen. Du wirst dich vielleicht erinnern, daß ich dir einmahl schrieb, der Vater des Baron von Ot-

tensen habe seinem Sohne nicht erlaubt, mit seinem Vermögen zu schalten, wenn er unverheirathet stürbe, und in diesem Falle einen Brudersohn, Ludwig von Ottensen, zum alleinigen Erben der großen Güter ernannt. Dieser Brudersohn — ach, Therese, was gibt es für Menschen in der Welt! — soll nun, wie ich jetzt erfahre, seit langer Zeit alles angewandt haben, um seines Vetters Abneigung gegen jede Heirath zu nähren, und sich sogar mit seinem Arzt verstanden haben, damit ihm dieser einen solchen Schritt bey seiner schwachen Gesundheit als lebensgefährlich widerrathe. Nun hat Baron Arthur diesen Schritt doch gethan. — Gott weiß! nicht zu seinem und nicht zu meinem Glücke, — und der Vetter ist ganz rasend vor Zorn darüber geworden. Er hat seinem Verwandten auf eine unanständige Art Vorwürfe gemacht, und — denke die Kränkung für mich — er verbreitet die ehrenrührigsten Gerüchte über mich und meine unglückselige Heirath mit seinem Vetter. Es ist nichts schlimmes, nichts schändliches, was er nicht meinem Vater und mir nachsagt, und man hat mich gewarnt, nicht allein auszugehn, weil dieser niedrige Mensch mir auflauern, und, wie er schon gedroht hat, auf öffentlicher Stra-

ße der Buhlerin seines Vetters den Schimpf anthun will, den sie verdient.

O wenn dieser Ludwig wüßte, wie unglücklich mich seines Vetters Einfall gemacht hat, er würde nicht gegen mich wüthen, er würde Mitleid mit mir haben. Aber das ist doch nur der geringere Theil meiner Leiden. Das schmerzlichste kommt mir von der theuersten Hand, von Heinrich selbst. Ich habe dir gleich nach meiner Hochzeit geschrieben, daß ich ihn gebethen, mich zu vermeiden, daß ich aber mit schwerem Herzen bemerkt, wie diese Bitte nicht den gehörigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Denke dir, Therese! Ich finde ihn alle Augenblicke auf meinen Wegen; und vor einigen Tagen, als ich eben traurig an meiner Arbeit sitze, tritt er plötzlich ein. Ich war ganz allein zu Hause. Ich zitterte wie ein Espenlaub, und war unvermögend zu sprechen. Da eilte er auf mich zu, schlug seine Arme um mich, und, überwältigt von Liebe und Schmerz, sank ich weinend an seine Brust, und lag recht lang und recht mit Vergnügen so, während er mir eine Menge Zärtlichkeiten vorsagte. Endlich nannte er des Barons Nahmen, und Gottlob, daß er das that! Bey diesem Klange standen alle meine Pflichten und das

Unrecht, das ich gegen den Baron hatte, vor mir. Das sagte ich Heinrich, und denke dir mein Erstaunen, als er nun anfing, mir die Sache auseinander setzen zu wollen und mir zu beweisen, daß ich unbeschadet meiner Pflicht und dessen, was ich Ottensen schuldig sey, immer noch einen Freund haben könnte, der mir, und dem ich vom Herzen gut seyn, und dessen Gesellschaft mir manche trübe, einsame Stunde erheitern könnte! Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir zu Muthe war, als ich aus Heinrichs Munde solche Grundsätze hören mußte. Ich wandte mich wirklich mit einer Art von Scheu von ihm ab, und erklärte ihm endlich, daß wenn auch er weder etwas pflichtwidriges, noch gefährliches in diesem Umgang sähe, ich doch anders denken müßte, ich bath ihn endlich mit Thränen, meiner zu schonen und nimmermehr zu kommen. Er thut es aber nicht, er läßt sich bald da, bald dort sehen, und wenn er nichts anders weiß, so hat er eine Nachricht, oder eine Erkundigung nach meinem Wohlseyn von dem Baron zu bringen. Was ich hierbey leide, kann ich dir nicht sagen. Ach ich sehe Heinrich selbst so gern, ich bin innerlich froh, wenn er kömmt, und doch muß ich mich über diese Freude strafen und wün-

schen, ja ihn bitten, daß er wegbleibe. Ach ich wollte, ich wäre einmahl an dem Ort meiner Bestimmung und so von allen den Verfolgungen und Gefahren fern!

## Dieselbe an Dieselbe.

Freyenberg, den 25. October 18. .

Du wirst aus dem Datum sehen, daß ich nicht mehr zu**, sondern auf dem Schloße meines Gemahls bin. Er hat mir vor ungefähr vier Wochen einen sehr freundlichen Brief — den ersten, den ich von ihm erhielt — geschrieben und mich gebethen, »da gewisse Verhältnisse und Gerüchte (ich habe wohl verstanden, was er meinte) es nöthig machten, unsere Verbindung öffentlich zu erklären, und mir vor der Welt den Rang und die Stelle zu geben, die mir gebührt; so möchte ich mich bereit halten, zu ihm zu reisen, und ihm verzeihen, daß er nicht selbst käme, mich abzuhohlen, weil er von neuem krank sey. Er würde sich bemühen, mir die Einsamkeit auf dem Lande und das Leben mit einem wunderlichen Kranken so erträglich als möglich zu machen. Der Brief war sehr artig, und da er mit dem, was mir meine Vernunft in den

jetzigen Umständen als das Beste anrieth, vollkommen übereinstimmte, antwortete ich auf der Stelle, daß ich bereit sey, seinen Wunsch zu erfüllen.

Als der Brief fort war, fiel es mir wie ein Berg aufs Herz. Der Abschied vom Vater, die gänzliche Loßreißung von Heinrich, das Eintreten in eine fremde Lebensart, und über alles das, das Zusammenseyn mit einem Menschen, der mir so wenig Ursache gegeben hatte, Gutes von ihm zu erwarten! Heinrichen traf die Nachricht wie ein Donnerschlag; aber auch er mußte des Barons Verfahren billigen. Wir waren Beyde sehr betrübt, selbst mein Vater war durch den Gedanken, sein Kind zu verlieren, bewegt, und so gingen ein paar Tage recht schmerzlich, aber schön hin. Am dritten entstand auf einmahl ein großes Gerassel in unserer engen Straße, alles fuhr an die Fenster. Da hielt der Reisewagen des Barons mit prächtigen vier Pferden bespannt, zwey Bediente saßen auf dem Bocke, ein alter Geistlicher, von sehr würdigem Ansehen, und eine hübsche Frau von mittleren Jahren stiegen aus, und traten bey uns ein. Es war der Schloßkaplan und die Kammerfrau, die mich bedienen sollte. Sie brachten einen Koffer

mit Kleidungsstücken und sehr schöne Wäsche für mich mit. Am andern Morgen war alles zur Abreise bestimmt. Ich mußte mich von der Kammerfrau anziehen lassen, was mir sehr sonderbar vorkam. Heinrich war gekommen, mich noch einmahl zu sehen. In dem Augenblicke der Trennung verlor auch er seine Fassung, er zitterte sichtlich, und seine Thränen brachen hervor. Er drückte mich heftig in seine Arme und ich fühlte mich, nach allem, was ich bereits gelitten hatte, einer Ohnmacht nahe. Du gehst, rief er mit schmerzhaftem Ton: — du gehst in eines Andern Arme. O Gott, was hab' ich gethan! — Er warf sich todtenbleich und schluchzend auf's Kanapeh. Ich zitterte. Mein Vater unterstützte mich. Der Kaplan trat ein, um mir zu sagen, daß alles bereit sey. Jetzt sprang Heinrich mit verzweifelnden Blicken auf, er umschlang mich noch einmahl: Du gehst nicht! rief er: Ich lasse dich nicht, — es ist mein Tod, es ist dein Untergang. Der Kaplan begann mit sanfter Miene ihm Vorstellungen zu machen. Ich vernahm nur ihren Anfang — meine Sinne schwanden. Als ich zu mir kam, befand ich mich im Wagen und bereits auf der Landstraße. Die Kammerfrau hatte mich in ihre Arme gefaßt,

der Geistliche hielt mir riechende Essenzen vor. Ich war vor Schmerz außer mir, ich wollte aus dem Wagen springen, zu Fuß nach Hause laufen; des Geistlichen erst sanfte, dann ernste Ermahnungen brachten mich nach und nach zur Besinnung. Ich sah mein Unrecht ein, meine Pflicht, mein Schwur fingen wieder an, hell und klar vor meiner Seele zu stehn, die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung ließ nach, so daß ich mich zu fassen und in einer leidlichen Stimmung zu halten vermochte. Der Kaplan hatte mich vorbereitet, daß ich den Baron wohl im Bette treffen würde, das Betragen seines Vetters habe ihn sehr gekränkt, auch um meinetwillen, und jede Kränkung habe den schädlichsten Einfluß auf seine Gesundheit. Wir näherten uns jetzt dem Schlosse, das vom Abhang eines Berges mitten in Gärten prächtig herunter sah. Eine breite Allee führte darauf zu, unter einem hohen Thorweg hielt der Wagen, mehrere Bediente kamen sogleich herbey, man führte mich eine Marmortreppe hinauf, wo jedes gesprochene Wort, jeder Tritt wiederhallte. Mir kam alles so feyerlich, so seltsam vor. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren eines schönen, reichvergoldeten Saales, und hier trat uns der Baron im

Überrock, aber völlig gekleidet, von mehreren seiner Leute begleitet, mit großer Freundlichkeit entgegen. Dieses gütige, bey seiner Kränklichkeit wirklich achtungsvolle Betragen, noch mehr aber ein Blick auf sein blasses Gesicht, sein leidendes Aussehn, machten, daß der Unwillen schwieg, den ich gegen ihn hegte, und ich ihn unwillkürlich freundlicher grüßen mußte. Es freut mich herzlich, sagte er leise, aber sehr liebreich, daß du dich entschlossen hast, zu mir zu kommen. Dieß Haus ist künftig das deine; alles, was du siehst, steht dir zu Gebot, und ich werde mich bemühen, dir das Leben darin so angenehm als möglich zu machen. Ich konnte nicht antworten, denn sonst hätte ich weinen müssen. Ich verneigte mich bloß. Komm, liebe Marie! sagte er, ich will dir deine künftige Wohnung zeigen. Er faßte hierbey meine Hand, und als sie zitterte, sagte er leiser auf französisch: Fassen Sie sich, wir sind nicht allein. Ich sah ihn an. Es war etwas so Trübes, Ernstes in seinem Blick. Haben Sie Geduld mit mir, antwortete ich ebenfalls in jener Sprache, ich will mich bemühen, Ihnen keinen Verdruß zu machen. Er lächelte, und drückte mir flüchtig die Hand. Mir ward leichter, ich ging weniger

ängstlich an seiner Seite, durch viele, viele Zimmer, wovon immer eines schöner als das andere war. Endlich traten wir in eines, das mit grünem Seidenstoff tapezirt und mit aufgezogenen Vorhängen (Draperien nennt sie der Baron) rings umhängt war. Auf ein paar Stufen, die mit einem prächtigen Teppich überlegt waren, stand ein Bett voll reicher Vergoldung, und zarte Vorhänge vom schönsten gestickten Musselin flossen von der Decke in geschmackvollen Falten darauf nieder. Ein Schreibtisch, einige kleine und größere Sopha's, ein großer Spiegel, Wand- und Kronleuchter, alles reich vergoldet, vollendeten die prächtige Einrichtung. Das ist dein Schlafzimmer, Marie! sagte er, und hier — indem er ein allerliebstes Kabinet öffnete, ganz mit schneeweißem Perkal drapirt, in welchem ein Nachttisch mit Silbergeräth besetzt stand — dein Ankleidezimmer. Ich stand erstarrt. So viel Herrliches hatte ich nie gesehen, und diese Herrlichkeiten sollten mein seyn! Nein, nein, Herr Baron, sagte ich, das ist zu schön für mich. Geben Sie mir eine einfachere Einrichtung, ich bin das nicht gewohnt, ich würde mir hier noch fremder vorkommen. Du wirst es gewohnen, Marie, der Mensch

gewohnt alles, das glaube mir, erwiederte er sanft aber ernst. Ich lasse dich mit deinem Gedanken allein. Hier ist die Klingel; die Kammerfrau erscheint, wenn du sie brauchst. Er ging. Alle, die uns gefolgt waren, begleiteten ihn. Jetzt stürzten meine Thränen hervor, ich warf mich laut schluchzend auf das nächste Kanapeh, und überdachte meine ganze so höchst traurige und seltsame Lage. Das Einzige, was mich freute, indem ich alles, was mir begegnet war, und was mir noch bevorstand, überdachte, war, daß ich nicht mehr den entschiedenen Haß gegen den Baron in meiner Brust fühlte, der doch in meiner Lage nun einmahl sündlich gewesen wäre, ja daß ich spürte, ich hätte Mitleid mit ihm. Meine Thränen flossen immer fort, aber ich fühlte meine Brust erleichtert und brachte es endlich dahin, daß ich mit Ergebung in Gottes Willen, ihn um Beystand zu meinen künftigen Pflichten, um Vergessenheit des Vergangenen und um Geduld und Kraft für das Gegenwärtige anrufen konnte. Die Kammerfrau trat nach einer Weile ein, und fragte, ob es mir gefällig wäre, mit dem Arzt, dem Kaplan und noch ein paar Personen an der Tafel oder in meinem Zimmer zu essen. Und der Baron?

fragte ich. Der ißt allein, antwortete sie, oder vielmehr gar nicht; der arme Herr leidet sehr viel. »Ich bitte, sagen Sie dem Baron, was er entscheiden wird, will ich thun.» Er ist's, der mich schickt. — »So werde ich allein speisen» sagte ich. Ich hatte erwartet, mit meinem Gemahl zu essen. Da er meiner nicht bedurfte, so war ich froh, nicht unter fremden Menschen seyn zu müssen.

Nach dem Essen trat der Kaplan ein und erkundigte sich, ob es mir gefällig wäre, das Schloß und die Gärten zu besehen; er habe den Auftrag vom Baron, mich herumzuführen. Der Baron geht nicht mit? — Er kann nicht, erwiederte der Kaplan. Es war viel, daß er es vermocht hatte, diesen Morgen aufzustehen, und so lange aufzubleiben. Ich willigte ein, die Kammerfrau brachte mir einen zierlichen Überrock von feinem Wollenzeug und einen sehr schönen ostindischen Schawl. Wir gingen. Das Schloß liegt sehr angenehm. Aus den Fenstern der Vorderseite, wie von den höhern Parthieen im Garten, übersieht man die Ebene. Die Gärten sind im neuesten Geschmack angelegt, eine Menge prächtiger Zimmer im Schlosse, aber alle, die wenigen ausgenommen, die der Baron und ich

bewohnen, so wie die Gärten selbst, haben ein Ansehn von Einsamkeit und Unbewohntheit. Der Kaplan machte mir es leicht begreiflich. Der Vater des Barons hat vor drey Jahren alles für seinen Sohn, wenn er von Reisen zurückkäme, zurichten lassen, und ist bald nach dessen Ankunft gestorben; der Sohn aber war seither immer krank, hat keine Freude an dem allen, und so ist das höchste, was er thut, daß er eben nichts verfallen läßt. Der Kaplan erzählte mir hierauf noch viel von dem Baron, woraus ich sehen konnte, daß er — mir ganz unbegreiflich. — ein sehr guter, ja ein edler Mann seyn müsse. Aber wie hat er an Heinrich und mir so handeln können?

Ich kam spät in mein Zimmer zurück. Ich fragte, ob ich den Baron noch sehen würde? Er sey bereits eingeschlossen, das sey Abends immer seine Sitte. Ich kann sagen, das mich das verdroß. So schlug ich denn auch das Anerbiethen des Arztes aus, der mich auf Befehl des Barons mit Musik wollte unterhalten lassen, und überließ mich in der tiefen Einsamkeit der ländlichen Stille ganz meinen schwermüthigen Gedanken. Am andern Morgen wurde ich gefragt, ob es mir gefällig wäre, mit dem Ba-

von zu frühstücken, da ihm seine Gesundheit nicht erlaubte, herüber zu kommen. Ich war sogleich bereit. Man führte mich durch mehrere Zimmer und den großen Saal, dann abermahls durch zwey Zimmer voll Bücherschränke, endlich in ein großes Zimmer, das halb verhängt und nur dämmernd erleuchtet war. Der Baron stand vom Kanapeh auf, er fragte mich, wie ich geschlafen hätte, er erkundigte sich freundlich nach allem, ob ich etwas brauchte, ob mir was mangle, und bath mich zuletzt so sanft, daß es mich beynahe rührte, ihm zu verzeihen, wenn seine Kränklichkeit mich von mancher Unterhaltung, die für meine Jahre passend wäre, abhalten und seine Launen mir zuweilen eine trübe Stunde machen würden. Ich erwiederte, so aufrichtig und herzlich ich konnte, daß er sich hierüber keine Sorge machen möchte. An Unterhaltungen wäre ich auf keine Art gewöhnt, und wenn ich künftig etwas beytragen könnte, ihn zu zerstreuen und seine Leiden zu vermindern, so würde mich dieß recht freuen. Er war sehr freundlich, man brachte das Frühstück. Die Ehrfurcht, mit der alle seine Leute ihm und auf sein Gebot auch mir gehorchten, die, fast möchte ich sagen, feyerliche Stille, die in seinem Krankenzimmer

herrschte, die Einrichtung desselben, die Gemählde darin, die er mir späterhin erklärt hat, und die nichts, als traurige Geschichten aus längstvergangenen Zeiten vorstellen, sein Betragen gegen mich und gegen alles, was ihn umgibt, machten einen ganz sonderbaren Eindruck auf mich. Mir war immer, als ob ich in der Kirche wäre, und dürfte nicht laut sprechen und mich nicht viel umsehen.

Über eine Weile kam die Kammerfrau und fragte, ob es mir gefällig wäre, mich anzukleiden. Ich sah den Baron an. Es war mir, als sollte ich ihn um Erlaubniß fragen. Geh, liebe Marie, sagte er, und laß dich von ihr putzen. Ich werde dich hernach meinen Leuten vorstellen. Ich ging. Die Kammerfrau hatte alles bereitet, mein Haar wurde geschnitten, gekräuselt, geordnet, wie ich es noch nie getragen; dann brachte man mir ein seidenes Kleid mit langer Schleppe und reicher Besetzung und zuletzt einen sehr schönen Schmuck. Ich wollte diesen durchaus nicht annehmen, die Kammerfrau bedeutete mich aber, daß es der Wille des Barons sey, und so ließ ich es denn geschehen; denn warum sollte ich ihm in solchen Kleinigkeiten zuwider handeln? Mein Gott! Glücklich kann ich ihn ohnedieß nicht ma-

chen! Als ich fertig war, führte mich die Kammerfrau vor den großen Spiegel, und ich gestehe dir, daß ich im ersten Augenblick die Gestalt nicht kannte, die mir hier entgegen trat; aber das sah ich doch, daß sie besser aussah, als die arme Marie Forstern in ihrem kattunenen Hausjäckchen und ihrem kleinen Häubchen. Man führte mich hierauf wieder zum Baron hinüber. Schon in der Bibliothek fand ich den Hauskaplan, den Doktor und einige Hausoffiziere. In seinem Zimmer stand er, völlig gekleidet, im schwarzen Frack mit Federhut und einem Orden an der Brust. (Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß er ein paar Jahre gedient und sich sehr ausgezeichnet hat). Ich war überrascht. So hatte ich ihn niemahls gesehen, mir niemahls vorgestellt. Ich fühlte, daß ich erröthete. Er trat auch zu mir, und ich bemerkte, daß er meinen Anzug musterte; doch mußte ihm alles gefallen, denn er nahm mich freundlich bey der Hand, sagte: du siehst recht gut aus, Marie, und führte mich in den Saal. Hier waren die Beamten, der Pfarrer, die Ältesten der Gemeinden u. s. w. versammelt. Alles neigte sich ehrfurchtsvoll, wie wir eintraten, und Einer aus der Versammlung trat vor und hielt eine Rede an Ottensen und

mich. Der Baron hatte mich unterrichtet, wie ich antworten sollte, ich that es, nicht ohne die größte Beklemmung, und nun kam alles herbey, um uns die Hände zu küssen, was ich nach Ottensens Wink gestattete, er aber schüttelte jedem freundlich die Hand. Meine Linke, die er beständig während der Ceremonie hielt, zitterte, und ich sah wohl, daß er über diese Verlegenheit und dieß Zittern lächelte. Endlich war alles vorbey, zu meiner und Ottensen's großer Freude, denn ich bemerkte, daß ihn die Ceremonie angegriffen hatte. Er wurde sichtlich immer bleicher; dennoch führte er mich bis in mein Zimmer und bat mich dann mit ihm zu speisen. Ich stand eine Weile allein und wie betäubt, ich wußte nicht mehr, wie ich in dem großen Spiegel mein Bild wieder erblickte, ob ich noch dieselbe sey, die ich vor drey Tagen gewesen.

Als ich mich umgekleidet hatte, rief man mich zum Speisen. Ich fand den Baron ganz allein. Das machte mich ein wenig verlegen, denn ich fürchtete, in einer so langen Unterredung vielleicht viel Ungeschicktes zu sagen. Es ging besser, als ich gedacht hatte. Er wußte mich in ein recht lebhaftes Gespräch über meine Kindheit, meine Erziehung, meine selige Mutter zu

verwickeln. Ich war offenherzig, meine Furcht verschwand, und ich hatte seit langem keine zwey Stunden so vergnügt zugebracht. Nach Tische wurde angespannt, ich sollte spazieren fahren, aber allein mit dem Arzt und Kaplan. Ottensen geht nicht aus dem Zimmer, er führt überhaupt eine sonderbare und sehr einsame Lebensart. Alle Abende, wie es zu dunkeln anfängt, schließt er sich ein, dann darf niemand in sein Zimmer, selbst wenn er noch so krank ist, und der Arzt, so wie alle seine Leute, klagen sehr über diese, wie über viele andere Wunderlichkeiten, die seine Gesundheit noch mehr untergraben, und seinen gewissen Tod befördern müssen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß diese Gewißheit, die ich so oft schon hatte aussprechen hören, mir in dem Augenblick so befremdend auffiel. Und sollte denn gar keine Hoffnung seyn, keine Möglichkeit, ihn zu retten? Er ist ja noch so jung? fragte ich den Arzt. Er zuckte die Achseln. Die Lunge ist angegriffen; gerade seine Jugend und seine reizbare Lebhaftigkeit sind es, die das Übel unheilbar machen. Der Kaplan blickte finster und schweigend vor sich nieder, mir entschlüpfte ein Seufzer, ich konnte nicht umhin, das traurige Schicksal des Barons zu beklagen, und bey

jedem Dorf, jedem Wald, der ihm gehörte, zu denken: Ach, wie lange wird er alle diese schönen Sachen noch besitzen, und wie wenig kann er davon genießen!

Sieh liebe Therese! Hier hast du eine ausführliche Schilderung der zwey ersten Tage, die ich bey dem Baron zubrachte, und so ziemlich ein Bild meiner ganzen Lebensart. Sie ist sehr still und regelmäßig; aber das ist mir nicht unangenehm und der Baron sorgt dafür, daß es mir nicht an Zeitkürzung und Abwechslung gebricht. Er hat von mir gehört, daß ich zu Lebzeiten meiner seligen Mutter etwas Clavier gespielt habe. Sogleich hat er mir ein schönes Fortepiano in mein Gesellschaftszimmer stellen lassen, der Organist muß mir Stunden geben, und mit dem Doktor, der hübsch Violine spielt und singt, übe ich mich. Es geht schon ziemlich gut, und wir studieren etwas ein für den Geburtstag des Barons, der in einigen Wochen fällt. Dann gibt mir der Sekretär Unterricht im Zeichnen, und um mich im französischen und deutschen Style zu üben, muß ich allerley lesen, übersetzen und schreiben, was dann der Baron sich selbst die Mühe nimmt, zu verbessern. Auch hat er mir Seide, Perlen, Baumwolle, und alle

Geräthschaften zu den schönen Arbeiten bringen lassen, von denen er weiß, daß ich sie verstehe. Meine Zeit wäre angenehm besetzt, mein Leben still und sorgenfrey, wenn ich mit meinem gedrückten Herzen eines Glückes fähig wäre. Ach, Heinrichs Bild verfolgt mich überall, und es ist doch sündlich, diesen Gedanken Gehör zu geben! Ich thue, was ich vermag, um mich zu beschäftigen und sie zu verbannen; aber es gelingt mir nicht, und nun will ich noch Eins versuchen, ich will mich dem Kaplan, der mir von allen Leuten im Hause das meiste Zutrauen einflößt, offenherzig anvertrauen, und ihn um seinen Rath und Beystand gegen mich selbst bitten.

## Dieselbe an Dieselbe.

Im November 18..

Es ist doch seltsam, ja ich kann wohl sagen, es ist hart, wie man hier mit mir spielt, und was ich noch werde erleben müssen. Du weißt, daß ich dir sagte, ich wollte mich dem Kaplan anvertrauen. Es ist ein würdiger und vernünftiger alter Mann, der die Menschen kennt, und zu dem ich mir gleich im ersten Augenblicke ein Herz fühlte. Ich habe es gethan, und es nicht

bereuen dürfen. Er hörte mich liebreich an, entschuldigte meine Schwäche, lobte meinen ernstlichen Vorsatz, gab mir einige gute Rathschläge, und kommt nun öfters, besonders Abends, wenn der Baron sich einschließt, auf mein Zimmer, wo wir entweder gute Bücher lesen, oder mit einander plaudern. Meine Lage ist natürlicher Weise der Hauptgegenstand dieser Unterhaltungen, und so drehen sie sich meistens um den Baron. Ich lerne ihn sowohl aus des Kaplans Erzählungen, der ihn von Kindheit an kennt, als auch durch eigene Erfahrung immer mehr schätzen. Es ist erstaunlich, wie viel Geduld er mit mir hat, wie er dafür sorgt, meinen Verstand zu bilden und mein Urtheil über die Welt und die Menschen zu berichtigen. Das werde ich ihm ewig danken. Dann auch erfahre ich manches aus seiner Lebensgeschichte. Er hat viel Unglück ausgestanden, und es ist ihm wohl vieles, was uns seltsam scheint, zu verzeihen. Seine Freundschaft für Willbach ist etwas sehr schönes in seinem Gemüth. Stelle dir aber mein Erstaunen vor, als ich hörte, daß nicht, wie ich nach Heinrichs Reden glauben mußte, ihre Väter Freunde gewesen, sondern, daß der alte Willbach Wirthschaftsrath von Ottensens Vater war, und da-

her also diese Art von Unterordnung komme, die ich immer mit einigem Mißvergnügen wahrgenommen und mir nicht zu erklären gewußt habe. Warum hat mir Heinrich dieß — verleugnet, kann ich eben nicht sagen — aber warum hat er so gesprochen, daß ich an ein gleiches Verhältniß zwischen ihnen glauben mußte? Das ist mir nicht lieb.

Indessen wurden die beyden jungen Leute miteinander auferzogen, sie theilten ihre Studien und trennten sich erst, als Ottensen Offizier wurde, wozu er Heinrich gern überredet hätte, der aber nie Lust zum Soldatenstand gehabt hat. Auch hierin liegt etwas, worin mir Ottensen besser gefällt, als Heinrich. Nach dem Frieden machte der Baron die Reise nach Italien, worauf ihn Heinrich begleitete, und hier war's, wo er ihm das Leben rettete. Seitdem hängt der Baron schwärmerisch an ihm, und findet darin eine Art von Glückseligkeit, alles für den Freund zu thun, der ihm, dem Einsamen, Vereinzelten, das einzige liebe Wesen auf der Welt ist. Und dennoch hat er ihm seine Geliebte genommen? Das erkläre, wer kann!

Das alles gewann mich sehr für den Baron, und ich kann sagen, daß ich mich immer freute,

wenn er mich zum Frühstück oder Mittagessen zu sich bitten ließ, oder wenn ich mit meinen Schreibereyen zu ihm kommen durfte; denn wir führen ein gar seltsames Leben, und niemand würde glauben, daß wir verheirathet wären. Ich betrete sein Zimmer nie ungerufen, er kömmt gar nie in meines. Das ist auch ein Punct, der mir unangenehm ist, denn er zeigt von der Kälte und Gleichgültigkeit, mit der mich mein Gemahl, der mir doch Liebe und Treue geschworen hat, betrachtet. Und warum hat er mich denn geheirathet? Warum hat er ein Band zerrissen, das — Ja! Heinrich hätte mich glücklich gemacht, glücklicher als ich jetzt bin, obwohl ich auch nun über manchen Punct in Rücksicht seiner anders denke.

Indessen, so viel trübe Stellen auch in meinem Leben sind, ich würde sie mit Geduld tragen, ich würde immer denken können, daß ich mit einem Menschen lebe, der noch viel unglücklicher ist, als ich, der bey Jugend, Schönheit, Reichthum und so vielen guten Eigenschaften immer leidet, und sichtbar und mit Bewußtseyn dem Grabe zuwelkt. Aber es ist nicht recht von ihm, daß er mit meiner Neigung für Heinrich sein Gespötte treibt. Stelle dir nur vor, was er

mir heute that. Ich habe längst bemerkt, daß sie sich schreiben, und nicht ohne Herzklopfen Heinrichs Hand auf mancher Aufschrift erkannt, wenn der Bothe das Briefpacket brachte. Heute Morgens sitzen wir eben beysammen, wie der Kammerdiener die Briefe bringt. Einer fällt ihm aus der Hand, ich hebe ihn auf, erkenne Heinrichs Schrift, gebe ihn dem Baron und werde feuerroth dabey. Er schweigt und als der Kammerdiener draußen ist, reicht er mir sehr freundlich die Hand und sagt: Es ist nothwendig, liebe Marie, daß wir über einen Punct aufrichtig und freundschaftlich mit einander reden. Ich erschrack und meine Hand zitterte in der seinen, denn ich fürchtete Vorwürfe. Ich konnte nicht antworten. »Es ist natürlich, und darf mich nicht befremden, wenn dein Herz sich nicht schnell aus seinen alten Verbindungen und Beziehungen hat reißen können; ja, du würdest Tadel verdienen, wenn sie dir schon gleichgültig wären. Ich, liebe Marie, habe keine andere Absicht in der Welt mit dir, als dein Glück. Ich sehe, du bist oft niedergeschlagen, und das Leben in meinem Hause ist wohl nicht darnach, dich aufzuheitern. Darum —— er hielt inne — darum — wenn es dich beruhigen, wenn es dich sehr glück-

lich machen kann, so schreibe an Heinrich. Ich habe nichts dawider und verlange Deine Briefe nicht zu sehen.«

Ich kann dir nicht sagen, Therese, wie mir in dem Augenblicke war. Beschämung, Unwillen, Schmerz und Erstaunen brachten mein ganzes Wesen in Aufruhr. Ich sprang auf und fing heftig an zu weinen. Das legte der Baron ganz falsch aus. Sieh, Marie, sagte er mit großem Ernst: wie Dich das ergreift! Ich sehe deutlich daraus, daß Dein Herz noch fest an seinen alten Banden hängt. Darum eben, — er stand gleichfalls auf — thu' dir keinen Zwang an! Es wird mich nicht schmerzen, schreib an Heinrich! Du sollst so glücklich seyn, als ich Dich machen kann. Ich sah ihn an, seine Züge waren ungemein finster, sein Blick so düster und trüb, als ich ihn lange nicht gesehen hatte. Nein, Herr Baron! rief ich: Das werde ich nie thun! Wenn Ihnen auch an meiner Treue nichts liegt, wenn ich Ihnen ganz gleichgültig bin, so muß ich mein Gewissen rein erhalten. Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer und war so außer mir, daß ich noch bis jetzt nicht ruhig geworden bin, um dem Kaplan, den ich Abends erwarte, Alles ordentlich erzählen zu können.

## Dieselbe an Dieselbe.

Im December 18. .

Welch ein köstlicher Schatz es um einen wohlmeinenden und erfahrnen Freund ist, das lerne ich im Umgang mit dem guten Pater Theophilus, so heißt der Kaplan, täglich mehr einsehen. Wie manche Sorge hat er schon von meinem Herzen genommen, wie manche Unruhe in meiner Brust gestillt, und wie manchen schönen Weg zu nützlicher Thätigkeit gezeigt! Er weiß Jeden gleich auf den rechten Punct zu stellen, woraus eine zweifelhafte Sache am besten betrachtet werden kann, und mit unendlicher Sanftmuth und Geduld alle Winkelzüge und verworrenen Falten des Herzens aufzulösen.

Ganz stürmisch und im Innersten bewegt von der letzten Scene wegen des Briefes, eilte ich Abends, als er eintrat, ihm entgegen, und klagte ihm nicht ohne Heftigkeit das Unrecht, das ich erlitten zu haben glaubte. Er hörte mich gelassen an, ließ sich jeden Umstand erzählen, und als er Alles gehört und eine Weile nachgedacht hatte, sprach er: »Aber woher wissen Sie denn, gnädige Frau, daß es dem Herrn

Gemahl Ernst mit dieser Erlaubniß war? Wäre es nicht möglich, daß er Sie auf eine Probe hätte stellen wollen?« Ich stutzte. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. »Sie haben sie rühmlich bestanden, und gewiß Ihrem Gemahl viel Vergnügen mit Ihrem gerechten Unwillen gemacht.« Er setzte mir nun Alles auseinander, ich fing an es zu glauben, und eine unbeschreiblich wohlthätige Empfindung verbreitete sich durch mein Innerstes. Aber der Baron war so finster, beynahe erzürnt, sagte ich. »Er hat Ihre Thränen mißdeutet, wie Sie richtig aus seinen Worten geschlossen haben. Kann es einem Manne wohl gleichgültig seyn, wenn er glaubt, daß die bloße Erwähnung eines älteren Liebhabers seiner Frau eine solche Bewegung verursache?« Ich schwieg. Es war mir viel leichter. Der Gedanke, daß ich dem Baron nicht ganz unbedeutend sey, hatte etwas Angenehmes für mich. Er soll sich nicht in mir geirrt, er soll sich nie über mich zu beklagen haben, sagte ich endlich, und ich werde Sie bitten, Pater Theophilus, mir auf meinem, gewiß nicht leichten Weg beyzustehn.

Seitdem war ich denn weniger ängstlich, wenn ich bey Ottensen war, und ich bemerkte wohl,

daß auch er mich mit etwas mehr Achtung behandelte. Vorher wurde ich nur wie ein erwachsenes Kind betrachtet, und ich konnte mich nie so recht als Frau vom Hause fühlen. Vieles mag auch wohl von dem gewaltigen Abstande zwischen meiner vorigen und der Lebensart einer Dame kommen. Frauen dieses Standes haben sich um eine Menge Dinge nicht zu kümmern und zu bemühen, die in beschränkten Haushaltungen der Hausmutter zur Last fallen, sie bewegen sich freyer und daher auch leicht mit mehr Annehmlichkeit und Anmuth in ihrem Kreise; doch sah ich wohl ein, daß es auch hier Pflichten zu erfüllen gäbe, und da mich Ottensen seit jener Probe viel freundschaftlicher behandelte, und mich viel öfter zu sich bitten ließ, so nahm ich mir neulich einmahl das Herz, mit ihm über diesen Punct zu sprechen. Ich kam nähmlich in sein Zimmer, als er eben mit ziemlich verdrießlicher Miene bey seinen Rechenbüchern saß und den Haushofmeister gescholten hatte. Er klagte über Kopfschmerzen und Übelbefinden, das ihm der Auftritt und das lange Rechnen verursacht hatte. Herr Baron! sagte ich: Ich weiß wohl, daß ein großer Unterschied zwischen Ihrem und dem Haushalt meines Vaters ist, aber ich kann

ordentlich schreiben, wie Sie wissen, und rechne sehr gut. Wollen Sie die Geduld mit mir haben, und mich in der Art, wie Sie ihre Rechnungen geführt haben wollen, unterweisen, so würde es mir Freude machen, Ihnen dieß Geschäft abzunehmen. Seine düstre Miene erheiterte sich. — »Wolltest du das, Marie? Es ist nicht leicht.« — Ich verstehe, was Sie sagen wollen; aber guter Wille vermag viel, und den habe ich gewiß. Ich legte die Hand auf die Brust. Er lächelte sehr freundlich. »Du bist ein gutes Weib!« »Ich bin Ihr Weib,« sagte ich — und erröthete bis unter die Haare, denn noch niemahls hatte ich diese Beziehung vor ihm ausgesprochen, ja ich hatte es noch nie vermocht sein Du zu erwiedern »so ist es ja billig, daß ich Ihr Hauswesen führe; es würde mir ein angenehmes Gefühl, das der Nützlichkeit, geben, wenn Sie mir's anvertrauen wollten.«

»Wenn es Dein Ernst ist — von Herzen gern! Du wirst mich einer großen Plage überheben.« Und ich werde stolz darauf seyn, Ihnen etwas leisten zu können. Er hieß mich neben ihm auf dem Sopha sitzen, nahm dann die Bücher und erklärte mir Alles. Ich faßte ziemlich, denn ich hatte meiner seligen Mutter Rechnungen ge-

führt. Er schien zufrieden. Aber das ist nur ein Theil des Hauswesens, fuhr ich fort: Erlauben Sie mir, mich auch nach und nach des Ganzen anzunehmen. Ich möchte gern für Ihre Küche, Ihre Bedienung sorgen dürfen. Ich werde es schon begreifen, und Sie werden zuletzt finden, daß eine Frau das Alles doch treuer und aufmerksamer besorgt, als Dienstleute und Fremde.

Marie! sagte er unendlich gütig, aber auch sehr ernst: Ich bin ein Kranker, und noch überdieß ein wunderlicher, trauriger Mensch. Ich bin nicht immer so still und sanft, wie Du mich siehst, denn Dich sehe ich nur in meinen guten Stunden. Solche oftmahlige, solche nahe Berührungen, als die Besorgung aller meiner unzähligen, wahren und eingebildeten Bedürfnisse hervorbringen würde, könnten das reine Verhältniß, das jetzt zwischen uns waltet, stören. Laß mich des Gedankens genießen, daß ich Dich bloß zu meiner Freude und Deinem künftigen Glücke in meinem Hause habe! Ich erkenne Deinen guten Willen, aber dringe nicht in mich und glaube, daß wenn Du so fortfährst, wie Du angefangen hast, Du Dir einst sagen kannst, Du habest wesentlich beygetragen, die letzten Tage eines Unglücklichen zu verschönern!

Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich mir diese Worte waren, und er sagte sie so ruhig, mit so viel stiller Fassung! Mein Auge wurde naß, aber ich verbarg es, denn ich fürchtete ihn damit zu kränken; doch konnte ich mich nicht enthalten, seine Hand, die er auf meinen Arm gelegt hatte, leise zu fassen und an meine Lippen zu drücken. Er war bewegt, er preßte meine Hand an seine Brust, dann sagte er: Geh, liebes Weib! Laß mich jetzt allein! Morgen sehn wir uns beym Frühstück, und wenn es Dir recht ist und ich nicht gar zu krank bin, alle Tage. Ich bezeugte ihm meine Freude über diesen Vorsatz und ging, denn ich sah, daß er der Ruhe bedürftig war.

Ich erzählte dem Kaplan Abends einen Theil der Unterredung mit dem Baron. Er war sehr erfreut darüber und hob, als ich fertig war, Augen und Hände zum Himmel, indem er sagte: Gott gebe, daß Sie zur glücklichen Stunde geredet haben, gnädige Frau, und daß es Ihnen gelingen möge, den Baron nach und nach zu bewegen, daß er Ihnen die ganze Führung des Hauswesens und besonders seine Pflege überlasse. Ach, ich glaube, es könnte vieles anders

und besser seyn und bleiben, woran so vieler Menschen Glück hängt.

Mir zuckte ein Gedanke durch die Seele. Ich wagte nicht, ihn auszusprechen. — »Erklären Sie sich, Pater Theophilus!«

Gnädige Frau! Das Schweigen ist nun einmahl gebrochen über einen der wichtigsten Puncte. Ich sehe Sie als ein von Gott gesandtes Werkzeug an, uns alle glücklich zu machen, indem Sie uns den Baron erhalten. Er setzte mir nun Alles auseinander, und bewies mir ziemlich deutlich, daß Ottensens Krankheit nichts weniger als unheilbar sey. Ein düsterer Sinn, durch viele Unglücksfälle erzeugt, jener Sturz mit dem Pferde in Neapel, und endlich die Bemühungen niedrig denkender Menschen, deren eigennützige Hoffnungen durch das Testament des Vaters auf Ottensens Tod gerichtet worden, Alles das wirkt jetzt zusammen, um den Baron an sein nahes Ende glauben zu machen, und es wird es, setzte der Kaplan hinzu, zur Freude jener Elenden und zu aller Guten Verzweiflung auch gewiß herbeyführen, wenn er nicht mit Gewalt ihrer Einwirkungen und den Eingebungen seiner Melancholie entrissen wird. Jetzt sieht er sich für verloren und daher, weil er sehr re=

ligiös ist, die ihm noch gegönnte Zeit für eine Vorbereitung auf die Ewigkeit an, die nichts Schreckendes, die nur Erlösung von Leiden und heitere Hoffnungen für ihn hat. Ich weiß aber gewiß, daß Zerstreuung und ein natürliches, zweckmäßiges Verhalten ihn retten und ihm, wo nicht eine dauerhafte, doch eine erträgliche Gesundheit sichern würde.

Ich hörte mit steigender Freude zu. Ach, es zogen so viel schöne Hoffnungen und Aussichten in meine offene Seele ein! Der Kaplan gab mir nun einige gute Rathschläge. Ich befolge sie sachte, um weder den bösen Menschen, die den Baron umgeben, Verdacht einzuflößen, noch ihn durch zu auffallende Schritte zu erzürnen, und ich versichere dich, daß ich auf diesem Wege schon Manches erhalten und manchen guten Erfolg erlebt habe. Bald als Versuch, bald wie zum Scherz habe ich mich der Bereitung seines Frühstücks, seines Mittagsmahls angenommen, er fühlt den Unterschied, und ich sehe deutlich, wie viel das zu seiner Besserung beyträgt. Pater Theophilus Bemerkungen haben meine Blicke geschärft, ich sehe die Gegenwirkungen der bösen Parthey in unserm Hause, die in jenes gottlosen Vetters Solde steht, deutlich,

ich thue aber, als bemerkte ich nichts, und so gelingt es mir am besten, sie zu entkräften. Ottensen gewöhnt sich immer mehr an mich, ich bin viel, oft den ganzen Tag bey ihm, ich lese ihm vor, ich übersetze unter seiner Anleitung aus fremden Sprachen, die Er mich gelehrt hat, auch Pater Theophilus leistet uns öfters Gesellschaft. Arthur wird dadurch zerstreut, vergißt, über seine Krankheit zu grübeln, und ist darum weniger krank. Der Himmel gebe nur, daß das so fortgeht! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich etwas zu seiner Erhaltung beytragen und ihm so viel Freude machen könnte, als mein Herz ihm zu geben vermag! Liebe kann ich ihm ja ohnedieß nicht geben; man liebt nur Ein Mahl, habe ich oft gehört, und das ist und muß bey mir vorbey seyn. Aber ich achte meinen Gemahl, ich will ihm von Herzen wohl, und fühle mich glücklich, wenn ich etwas für ihn thun kann. Das ist das Pflichtgefühl, und sein Lohn ist innere Zufriedenheit.

## Dieselbe an Dieselbe.

Im Februar 18. . .

Ich habe dir lange nicht geschrieben, liebste Freundinn! Mein Leben ist so einförmig und doch so beschäftigt, so voll innerer allgenügender Thätigkeit, so voll stiller Freuden, und wieder voll theurer Sorgen, daß ich dir selten, oder unaufhörlich schreiben müßte. Begebenheiten tragen sich wenig zu, und die Geschichte meines Innern ist doch so reich.

Nur Einen Auftritt sollst du wissen, der freylich für jeden Andern unbedeutend, für mich aber auf mein ganzes Leben entscheidend war.

Du wirst dich erinnern, daß ich für Arthur's Geburtstag, der im Jänner fiel, ein Musikstück einstudirt hatte. Überdieß hatte ich ihm noch eine Brieftasche gestickt, auf der ein Kranz von bunten Blumen sich um eine goldene Sonne zieht, mit der Umschrift: »Sie duften für die, die sie entblühen machte. Es sollte ihm zeigen, wie tief ich seine Bemühungen, meinem Geist eine bessere, höhere Richtung zu geben, anerkenne. Da ich aber nichts ohne Pater Theophil's Rath thun mag, so vertraute ich ihm

meinen Plan ein Paar Tage vorher. Er erschrack beynahe, und fragte mich, wer mir den unglücklichen Gedanken wegen der Musik eingegeben? Ich nannte den Doktor. Das hätte ich denken können, rief der Geistliche, daß ein solcher Rath von solcher Hand käme. Wissen Sie denn nicht, gnädige Frau, daß der Baron keine Musik hören kann, ohne in die tiefste Schwermuth zu fallen? Er hat sie einst leidenschaftlich geliebt und mit seiner zweyten Geliebten in Italien, die sie vortrefflich verstand, oft getrieben; seit ihrem schrecklichen Tod flieht er jede solche Erinnerung, und wer ihn liebt, vermeidet es gern, ihn damit zu quälen.

Ich erschrack. So viele Tücke hatte ich keinem Menschen zugetraut; aber ich sah den Zweck derselben ganz durch. Den Vorschlag wegen der Brieftasche billigte der Kaplan; nur, sagte er mir, dürfte ich nicht hoffen, sie Arthurn an seinem Geburtstage überreichen zu können. Dieser Tag, der für alle seine Freunde und seine Unterthanen ein Tag der Freude sey, würde stets von ihm in trauriger Einsamkeit und düstern Betrachtungen zugebracht. Seit so manche Unglücksfälle und fortwährende Leiden ihm das Leben als kein wünschenswerthes Geschenk mehr

ansehen machten, sey ihm dieser Tag unselig, er schließe sich vor allen Menschen ein, spreche mit Niemanden und versenke sich in alle trüben Erinnerungen, die ihm sein Schicksal darbietet.

Mich betrübte das sehr, und wurde mir ein neuer Antrieb, so viel von mir abhängt, dieses verdüsterte Leben zu erheitern. Am Vorabende des erwarteten Tages ließ ich mich schon am Morgen ankleiden, so wie ich wußte, daß es Arthur zum liebsten an mir sieht, weiß, einfach, aber sehr gewählt, und ging zum Frühstück hinüber. Als ich hereintrat, die Brieftasche in der Hand, festlich gekleidet, errieth er meine Absicht, kam mir schnell entgegen, und legte mir mit einem herzlichen Lächeln die Hand auf den Mund: »Ich errathe, was du sagen willst, gute Marie! Ich danke Dir von ganzer Seele; aber wenn Du mir Freude machen willst, so sprich kein Wort darüber. Was kann an dem Daseyn eines Unglücklichen liegen?« Mir trat eine Thräne in's Auge, ich drückte seine Hand an mein Herz und gehorchte durch mein Schweigen. Nun hatte ich kaum den Muth, ihm die Brieftasche zu geben. Er nahm sie mir freundlich aus der Hand, las, was darauf gestickt war, und ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein schönes blasses Gesicht

fliegen zu sehen. Du bist so gut, liebe Marie! sagte er, und schlug den Arm um mich. Du schreibst mir zu viel zu, was ich nicht verdiene. Es ist die einzige Freude meines gehaltlosen Lebens, Deine reine Seele sich entwickeln zu sehen. Der Strahl der untergehenden Sonne weckt keine Blumen.

Er zog mich zu sich auf's Kanapeh, er sprach so freundlich, so gut mit mir, und legte die Brieftasche gar nicht mehr aus der Hand, als wenn er die Stickerey durchstudieren wollte. Ach, so wenig er selbst glücklich ist, 'so sehr versteht sein zarter Sinn Andern Freude zu machen! Er hatte, zum ersten Mahl, seit wir verheirathet sind, den Kaplan zum Mittagessen gebeten. Wir waren zu Dreyen. Ich hatte ihm ein paar Lieblingsgerüchte bereitet. Er war so dankbar dafür, so heiter, er scherzte sogar, und war unendlich liebenswürdig in dieser seltenen Entfaltung seines reichen Gemüths.

Auch nach dem Essen blieben wir auf sein Verlangen bey ihm. Er saß zwischen uns Beyden, war aufgeweckt und das Gespräch belebt, bis es gegen Abend ging. So wie es zu dämmern anfing, wurde er ernster und seine Gedanken nahmen eine feyerliche Richtung. Seine abnehmende Gesundheit, die Gewißheit seines Todes, den er mit dem kommenden Frühling

erwartete, wurden der Inhalt seiner Reden. Pater Theophilus suchte ihm die Möglichkeit einer Besserung wahrscheinlich zu machen, er verwarf diesen Gedanken mit Heftigkeit, ja ich möchte sagen, mit Abscheu; es schien, als sehne er sich nach dem Augenblicke der Auflösung, und als der Geistliche nicht müde ward, ihm seine Gründe darzulegen, brach er endlich mit einer Lebhaftigkeit aus, die ich noch nie an ihm gesehen hatte: Nein, Pater Theophilus, bemühen Sie sich nicht, die Ruhe und Fassung, mit der ich dem Tode entgegensehe, zu stören! Sie würden mir ein großes Gut rauben und mir gar nichts dafür geben, nicht einmahl eine Hoffnung; denn ich muß sterben, und ich will sterben, für mich ist kein Glück mehr in der Welt! Bey diesen Worten zog er rasch seine Hand aus der meinigen, in der sie seither spielend gelegen hatte, und verhüllte sein Gesicht. Jetzt konnte ich es nicht länger ertragen. Dieser heftige Wunsch zu sterben — diese Sicherheit seines Verlustes zerrissen mein Herz, ich fühlte, daß mir das Weinen hervorbrechen wollte und eilte aus dem Zimmer. Außer der Thüre hörte ich ihn sagen: Was ist das? Was fehlt der Frau? und gleich darauf folgte mir Pater

Theophilus. Er fand mich in Thränen, suchte mich zu trösten und beredete mich, in das Zimmer zurückzugehn. Auf einmahl trat Arthur selbst heraus. Was hast du denn, Marie? sagte er: Ist dir nicht wohl? — Ich sah ihn an. Der Gedanke, daß diese edle Gestalt in kurzem kalt und starr, diese Züge vom Tod gefesselt, dieses liebevolle Auge erloschen seyn sollte, ergriff mich schmerzlich, mein Gefühl überwältigte mich, ich flog auf ihn zu, schlang meine Arme fest um seinen Hals und rief unter lautem Schluchzen: Nein, Arthur! Du darfst nicht sterben, Du darfst mich nicht verlassen! Er drückte mich schweigend und fest an sein Herz, dann legte er die Hand unter mein Kinn, hob mir den Kopf in die Höhe und sagte unendlich weich: »Liebst du mich denn, Marie?« — O von ganzem Herzen! — »Gute, treue Seele!« antwortete er, und beugte sich zu mir nieder, meine Lippen näherten sich den seinigen — sie flossen in einen langen Kuß zusammen. Das, was in diesem Augenblicke in mir vorging, hatte ich nie gefühlt. Ein unbekanntes Feuer drang durch all mein Blut und rieselte bis in die äußersten Fingerspitzen, ich wußte nicht, wie mir geschah, ich hing wie aufgelöst in Schmerz und Seligkeit

an seinem Halse, und es war, als riefen tausend Stimmen in mir: »Du bist auf ewig, ewig seyn!«

Ich wurde mir meiner erst ganz wieder bewußt, als ich mich neben ihm in seinem Zimmer wiederfand. Pater Theophilus stand am Fenster und betrachtete uns schweigend. Arthur hielt mich noch umfaßt, und aus seinen großen, dunkeln Augen sprach etwas unbeschreiblich Süßes und Holdes. Mir war wohl, wie noch nie in meinem Leben, und seitdem ist mir immer noch so. Es ist mir eine neue Welt aufgegangen, von der ich vorher keine Begriffe hatte. »Liebst du mich denn, Marie?« hatte er mich mit seiner weichen, rührend leisen Stimme gefragt. Ach, wenn das Liebe ist, dann habe ich nie vorher geliebt, dann habe ich auch keine Vorstellung von diesem allgenügenden, alles durchdringenden, alles belebenden Gefühl gehabt, dann war meine Neigung für Heinrich Täuschung, Schatten, dann waren alle diese matten Regungen des Wohlwollens, der Gewohnheit, der Beschränkung, nichts gegen die Fluthen von Schmerz und Seligkeit, die jetzt durch meine Seele ziehen!

An seinem Geburtstage schloß er sich wirklich ein, und ich sah ihn nicht durch mehr als

vier und zwanzig Stunden. Diese Entbehrung bey der jetzigen Stimmung meiner Seele, die Sehnsucht nach ihm, vielleicht auch die Erschütterung des vorigen Tages und einer Nacht, die ich um seinen drohenden Verlust durchweinte, wirkten zusammen, ich fühlte mich krank, und legte mich mit Kopfschmerz und einem leichten Fieber zu Bette. Am andern Morgen erhielt ich kaum vom Hausarzt, daß ich aufstehen durfte, doch sollte ich in meinem Zimmer bleiben. Das war mir sehr schmerzlich, denn nun wußte ich, daß ich Arthurn, den dasselbe strenge, und gewiß thörichte Verbot seit Monathen gefangen hielt, noch länger nicht sehen würde. Stelle dir daher meine Freude vor, als er gegen Mittag in mein Zimmer trat, und den ganzen Tag bey mir zubrachte! Er schien so vergnügt, er durchsah alle meine Arbeiten, meine Zeichnungen, er weidete sich an dem freyen Ausblick in die Gegend, da seine Fenster nur in den Garten gehen. Wir plauderten und tändelten wie fröhliche Kinder, und was mich seitdem am meisten freut, ist, daß dieses Wagstück, wie es der Arzt nennt, den besten Erfolg für seine Gesundheit gehabt hat. Das Leben scheint ihn wieder anzusprechen, seine Thätigkeit erwacht, er besorgt wieder vie-

les selbst, was ihm in der düstern Abgeschiedenheit seiner vorigen Lebensweise entweder nichtig, oder viel zu anstrengend schien. Er fährt an heiteren Tagen spazieren, besucht seine Unterthanen, seine Arbeiter, und Alles empfängt ihn mit Freuden, und geleitet ihn mit Segenswünschen. Ach, diese Wünsche, diese warmen Gebethe so viel guter Herzen werden doch vom Himmel erhört, und er uns vielleicht erhalten werden!

## Dieselbe an Dieselbe.

Im April 18. . .

Ich führe ein seltsames, ein schmerzliches, aber doch schönes Leben. Geschaukelt auf den Wogen der Hoffnung und Furcht, jetzt unendlich selig, jetzt voll düsterer Besorgnisse, ist mein Inneres in beständiger Bewegung, und ich lerne selbst in dieser Bewegung ein Glück finden, von dem ich vorher keinen Begriff hatte. Die bängste Sorge, die zu tief und schmerzlich war, als daß sie einer wahren Freude den Eingang in mein Herz hätte erlauben können, verliert sich allmählig. Arthurs Gesundheit bessert sich so merklich, daß nicht allein von keiner Gefahr für

diesen Augenblick die Rede ist, sondern daß Alle, die es gut mit ihm meinen — und das sind mit kleinen Ausnahmen alle, die ihn kennen — mit Grund hoffen, er werde ihnen für die Zukunft erhalten seyn. Und, liebe Therese, es ist noch Etwas, das mich im Stillen erhebt und erfreut! Ich glaube, ich darf meiner Treue und Pflege, ich darf der Zerstreuung, die ihm die Beschäftigung und der Umgang mit mir gewährten, doch auch einen kleinen Theil des Verdienstes um seine Genesung zuschreiben. O, dieser Gedanke macht mich glücklich und stolz! Welches Herz hab' ich erhalten, welches schöne Wirken der Welt bewahrt!

Daß ich ihm viel bin, das, liebe Therese, fühle ich auch. Er bedarf meiner — ich wage nicht zu sagen, zu seinem Glücke, aber — zu seiner Freude. Ich habe seit seinem Geburtstage viel von ihm erhalten. Er hat mir die Schlüssel des ganzen Hauses übergeben, ich führe die Aufsicht über Küche und Dienstbothen, über Alles, was ihn zunächst umgibt, wessen er bedarf, was sein Leben verschönern kann. Alle kleinen häuslichen Sorgen habe ich ihm abgenommen, Alles, was er sonst befehlen und wiederhohlt verlangen mußte, und endlich schlecht, oder verkehrt er-

hielt, geschieht nun wie von selbst durch meine Liebe und stete Aufmerksamkeit auf ihn. O du solltest sehen, wie glücklich ich in diesem stillen Walten und Schaffen bin, wie selig durch den Gedanken, daß Alles für ihn ist! Und wenn er das erkennt, wenn er es mir dankt mit dieser Zartheit und Innigkeit, mit dieser Feinheit und Würde, die Allem, was er thut und spricht, das Gepräge einer höhern Natur aufdrückt! Therese, ich erstaune oft über mich selbst, wenn ich diese Gefühle in mir gewahr werde und denke, für Wen und wie ich noch vor ungefähr acht Monathen empfand! Ach was war das für ein düstres, traumähnliches Leben gegen diese Wirklichkeit!

Du hast nun die helle Seite meines Schicksals gesehen. Es hat auch eine dunkle, eine sehr trübe. Sie liegt in dem, der nun einmahl für mich die Quelle aller meiner Schmerzen und Freuden ist. Ich fühle, daß Arthur, trotz allem dem, was ich dir bisher von ihm erzählt habe, doch nicht glücklich ist, daß ein geheimer Kummer, ein schweres Anliegen seine Brust drückt, und alle Heiterkeit und Liebe, die er manchmahl äußert, vergiftet. Vor allem habe ich längst bemerkt, daß seine Genesung ihm keine Freude

gibt, und daß nur das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit und Kraft ihn zuweilen zu einer Munterkeit hinreißt, die sein Verstand sogleich zu mißbilligen scheint. Ach Gott, was kann es denn seyn, was ihm das Leben unerwünscht macht? Hat er nicht Alles, was die Menschen vom Himmel verlangen, Geburt, Reichthum, Wohlgestalt, Jugend, jetzt auch Gesundheit und — laß michs immer aussprechen, es ist nicht eitler Dünkel, ich fühle es in manchen Stunden wohl auch an seinem Betragen — ein Weib, das er liebt, und das mit ganzer Seele an ihm hängt! Und dennoch nicht glücklich?

Wenn er oft, wie von seinem Gefühle hingerissen, mich fest an seine Brust drückt, mir so viel Süßes, Inniges sagt, sein Blick mir einen Himmel von Liebe aufschließt; dann berührt irgend ein Wort, das ich nicht errathen kann, seine Seele auf einmahl, er reißt sich aus meinen Armen, er wird still, finster, äußert den heftigsten Wunsch nicht länger zu leben, versinkt in seine alte Schwermuth und vermeidet auf einige Zeit, sich mit mir allein zu finden. Irgend eine Kleinigkeit, eine Bemühung für ihn, ein Spazierganz an einem schönen Früh-

lingstage, ein Strauß, den ich ihm bringe, löst den starren Zauber plötzlich, und er ist wieder so liebend und liebenswürdig, als je. Wie soll ich mir das erklären, wie mich dabey verhalten? Ach, Therese, manchmahl ergreift mich doch der schwarze Gedanke, daß er mich nicht liebt, wenigstens nicht so innig, so ganz wie ich ihn liebe. Es scheint, als zöge nur dann und wann ein flüchtiger Reiz, ein Gefühl der Dankbarkeit für alle meine Sorgfalt ihn zu mir, und ich Thörichte nehme das dann vielleicht für Liebe. O, diese Besorgniß quält mich tiefer und öfter, als ich sie gestehen darf; ich sage auch Niemanden als Dir davon, selbst Pater Theophilus nicht, denn es kommt mir viel zu zart vor, um mit einem Dritten besprochen zu werden.

Manchmahl — das ist für mich die allerärgste Pein, und der augenscheinlichste Beweis seiner Gleichgültigkeit — manchmahl fängt er an, von Willbach mit mir zu sprechen. Eingedenk jener Unterredung mit Pater Theophilus, hielt ich es anfangs für kleine Proben. Ich antwortete so besonnen als möglich, ich suchte das Gespräch zu enden, — mein Gott! Willbach durfte mir ja, sobald ich Ottensen die Treue geschworen hatte, nichts mehr seyn. Ich hatte sein Bild

nach manchem schweren Kampf aus meiner Seele verdrängt. Jetzt freylich denke ich mit der größten Ruhe an ihn, und darf mir aus meiner Treue kein Verdienst mehr machen; aber sollte Arthur sie darum verschmähen, oder gering achten? War es nicht im Anfang rechtmäßiges Pflichtgefühl und endlich sein Werth, seine Persönlichkeit, die jene Neigung verschwinden machten? Warum zieht er das Vergessene jetzt wie ein Gespenst aus dem Grabe hervor? Warum spricht er mir so oft von Willbach? Was sollen mir diese Erinnerungen, und was sollen sie Arthurn, wenn er mich liebt? Und liebt er mich nicht! Ach, dann Therese, dann wäre mir besser, er hätte mich in der dunkeln Hütte meines Vaters, in jenen beschränkenden Verhältnissen, unbekannt mit etwas Besserm, Höherm, gelassen!

## Dieselbe an Dieselbe.

Im May 18. .

Alles ist enthüllt, alle Räthsel sind gelöst, und ich bin die unglücklichste aller Frauen! Arthur ist fort, Niemand weiß wohin, seit drey Wochen keine Spur, keine Ahndung seines Auf-

enthalts, ja nicht einmahl seines Daseyns! — Bis jetzt war ich nicht im Stande, Dir zu schreiben, denn ich war nicht fähig, mein Unglück zu begreifen, und auch jetzt noch werden die zitternden Züge meiner Hand, der verworrene Zusammenhang Dir zeigen, wie viel mich jede Anstrengung kostet.

Es sind mehrere Wochen, seit ich Dir zum letzten Mahl geschrieben. Arthurs Schwermuth nahm von Tag zu Tage zu. Er zog sich ganz von mir zurück, wir sahen uns nur bey Tische vor Zeugen. Wenn wir uns zufällig allein trafen, entfernte er sich, so bald er konnte; dennoch entging meinem Blick die Bewegung nicht, in der sein ganzes Wesen sich befand. Am Abend vor dem unglückseligen Tage saß ich in trüben Gedanken im Garten, als er zu mir trat und sich freundlich neben mich setzte, wie er seit langem nicht mehr gethan hatte. Er sprach von gleichgültigen Dingen, aber sein Ton war tief bewegt, und obwohl ich mir vorgenommen hatte, seine Kälte und Zurückhaltung gleichmäßig zu erwiedern, so weckte doch der Klang dieser Stimme antwortende Laute in meiner Brust, und ich fühlte mich weicher gestimmt, als ich gewollt hatte. Sein großes schönes Auge hob

sich wechselweise und ruhte dann wieder wehmüthig auf mir. Im Schein der sinkenden Sonne schienen die edlen Züge, die ganze Gestalt wie verklärt, und auf einmahl faßte mich der bange Gedanke: So wird er einst, vielleicht bald aussehen, wenn er dir in eine bessere Welt entschwebt. Auch ihn schienen traurige Gedanken zu bewegen, das Gespräch wurde ernster, er redete vom Tode, dem er sich noch vor kurzem so nahe geglaubt hatte, von den Schmerzen der Trennung, von dem sichern Wiedersehen entfernter Freunde, wenn auch nicht hier, doch nach dem Tode, von der schönen Vorstellung eines griechischen Weltweisen, daß liebende Seelen getrennte Hälften seyen, die sich in diesem, oder doch dem zukünftigen Leben wieder finden. — Er hatte während dieses Gesprächs meine Hand in der seinigen gehalten und leise gedrückt. Ich kann Dir nicht sagen, wie beklommen mir war, denn jene unglückliche Idee von seiner Verklärung verließ mich nicht, und meine Augen waren voll Thränen. Auch er wurde von Minute zu Minute bewegter. Wenn ich stürbe, Marie, sagte er endlich — oder wenn wir getrennt würden, würdest Du meiner nicht schnell vergessen? Ich warf mich weinend an seine Brust.

Ich sterbe mit Dir, rief ich: Getrennt können wir nicht werden!

Ach Liebe! antwortete er mit dumpfem Ton: Es lassen sich Möglichkeiten denken, die jetzt vielleicht mährchenhaft klingen würden, und es ist schon Manches geschehen, was Niemand glaubte, was alle Vorsehung zu Schanden und alle Klugheit zu Thorheit machte! Es wäre möglich, Marie! Dann laß mein Andenken Dir lieb bleiben, das Andenken eines Menschen, der Dir das einzige reine Glück seines Lebens verdankt! Er umfaßte mich bey diesen Worten, lehnte seinen Kopf auf meine Schulter und weinte sanft. Mein Herz war zum Zerspringen voll, ich schluchzte laut, und beschwor ihn, mir zu sagen, was dieses Alles bedeuten sollte? Er erklärte Alles für unbestimmte Ahndungen und Vorstellungen seines trüben Geistes, und beredete mich, in's Haus zu gehn, weil er nicht ganz wohl sey. Ich folgte ihm sehr besorgt und weinend. Weine nicht so, Marie, sagte er, als wir im Saale waren: Es wird Alles besser kommen, als wir denken. Schlaf wohl, liebe Marie, recht wohl! Er drückte mir die Hand und ging auf sein Zimmer zu; ich trat schluchzend an's Fenster. An der Thüre kehrte er noch einmahl um, um-

schlang mich mit stürmischer Heftigkeit und rief: Marie! Marie! Von Dir scheiden ist bitterer als der Tod! — Was hast Du? Um Gotteswillen, rief ich: Wer zwingt uns denn, uns zu trennen? Bleib hier, Arthur! Laß uns hier sitzen! Du bist so stürmisch bewegt. Werde erst ruhiger, Du kannst ja so nicht schlafen! Ich sah, daß er sich während dieser Rede zu fassen suchte. Ich bin ein Thor, sagte er: Vergiß, was ich gesprochen! Du weißt, meine Phantasie ist oft seltsam aufgeregt. Eine Trennung von Dir erschien mir erst als möglich, dann als gewiß. Es ist nichts als ein Traum. Morgen sehen wir uns heitrer wieder.

Er ging. Ich schlich gedankenvoll auf mein Zimmer. Der Auftritt dieses Abends hielt mich in banger Besorgniß lange wach, und erst gegen den Morgen entschlief ich müde von Kummer und Weinen. Als ich erwachte, war es ziemlich hoch am Tage. Ottensen hatte noch nicht aufgeschlossen, doch da er öfters seine Zimmer spät zu öffnen pflegt, beruhigte ich mich wieder. Allmählich wurde es später und später, mir fielen die gestrigen Reden ein, ich flog an seine Thüre — sie war versperrt. Ich pochte — keine Antwort. Ich rüttelte am Schlosse — Alles blieb still. Jetzt wurde meine Angst unbeschreiblich, ich rief Leu=

te, ich ließ die Thüre mit Gewalt öffnen, aber ich hatte nicht den Muth, zuerst in's Zimmer zu treten. Der Sekretär that es. Es war leer — das Bette nicht aufgedeckt, doch sah man, daß Er sich vielleicht in Kleidern darauf geworfen und eine Weile geruht haben mochte.

Auf dem Schreibtisch lagen die versiegelten Schlüssel und drey Briefe, an Pater Theophilus, an mich, und Willbach.

Laß mich den Inhalt dieses Briefes so gut ich kann, erzählen! Er enthält die Enthüllung meines ganzen Unglücks.

Willbachs Kummer um unsere hoffnungslose Liebe hatte im vorigen Sommer sein Herz gerührt. Er beschloß für den Freund zu thun, was er vermochte, und da kein anderes Mittel war, diesem einen Theil seines Vermögens geben zu können, als durch seine Wittwe, so faßte Arthur, ohne mich zu kennen, den Gedanken, sich mit mir vor seinem Ende, das er wie Alle, die ihn umgaben, für sehr nahe hielt, trauen zu lassen. Nach seinem Tode sollte ich Willbach die Hand reichen und glücklich seyn. Willbach sträubte sich lange und gab nur den dringenden Bitten seines Freundes nach, der auf diese Art dem

Retter seines Lebens vergelten zu können glaubte. Das Übrige weißt Du.

»Ich wollte — so schließt sein Brief — Dich vor unserer Verbindung mit meiner wahren Absicht bekannt machen. Die flüchtigste Kenntniß Deiner Denkungsart zeigte mir, daß Du wissentlich nie in unsern Plan gewilligt, nie einem Mann in der Hoffnung auf seinen nahen Tod die Hand gereicht haben würdest. So mußte ich Dich täuschen und habe mich selbst am grausamsten hintergangen. Ich konnte nicht um Dich leben, dein Gemüth sich nicht vor mir enthüllen, nicht die zarte Neigung sehn, die, Dir selbst unbewußt, in Deiner Brust entsproß, ohne mich mit tausend Banden an Dich gefesselt zu fühlen. Die vermessene Hoffnung, bald zu sterben, gab mir Zuversicht, Dir einen Theil meiner Leidenschaft zu zeigen. Ich dachte gar nichts anders, als daß Deine Thränen auf mein Grab fließen sollten. Die Seligkeit geliebt zu werden erhob mein gedrücktes Herz, das Leben gewann wieder Reiz für mich, und Deine treue Sorge unterstützte die Kräfte der Jugend und einer unverdorbenen Natur. Ich genas durch Dich, in Deinen Armen, und was für Alle, die mich liebten, der Keim der schönsten Hoffnungen war,

zeigte mir den Abgrund, an den ich Dich, mich und meinen Freund gerissen hatte. Ich bin es, der Dich hinterlistig ihm entzogen, den Armen um sein letztes Kleinod betrogen hat, ich schwelge in seinem Raube, er muß mir fluchen, er wird es, und das ertrag' ich nicht!«

»Gelöset können unsre Bande nicht mehr werden, so lange ich lebe. Den Selbstmord verbiethet mir — keine heiße Liebe zum Leben, dessen Geschenk mir nur Qualen schafft — sondern mein Glaube. Aber leben kann und darf ich nicht an Deiner Seite im Bewußtseyn fremden Unglücks, das ich verschuldet habe! Ich fliehe — Du wirst nie wieder von mir hören. So büße ich wenigstens für mein tollkühnes Vergehn; und fern von meinem Glücke, von Dir und Deiner treuen Sorge wird im weit entfernten Lande der Tod ein Opfer finden, das er hier so grausam geschont hat. Dann bist Du frey, dann reiche Willbach Deine Hand, erwecke die Liebe zu ihm wieder, die erst Pflicht und dann Gewohnheit in Dir unterdrückte! Er ist gut, er ist liebenswürdig, es wird Dich wenig Überwindung kosten, das Andenken eines unglücklichen, in sich selbst zerrissenen Wesens gegen die frische Gegenwart eines edlen Gemahls zu vertauschen.

Seyd glücklich! Denkt meiner zuweilen!« Hier war der Brief zu Ende — seine Kraft hatte ihn verlassen — die meine mangelt mir, Dir mehr zu sagen. Wie mir ist, was ich gelitten, und noch leide, kannst Du ermessen, schildern kann ich es nicht. Leb wohl.

## Pater Theophilus an Therese Walling.

Im Julius 18. . .

Es ist der Wunsch der Frau Baroninn von Ottensen, daß ich Ihnen die Begebenheiten der letzten Tage so schnell als möglich zu wissen mache, da sie den lebhaften Antheil kennt, welchen Sie an ihrem Schicksal nehmen, und die heftigen Erschütterungen von so mannigfacher Art, die in dieser Zeit schnell auf einander folgten, ihr noch bey Weitem nicht die nöthige Ruhe und Fassung gewähren, welche eine ordentliche Darstellung erheischt.

Als die Flucht des Barons uns Alle in die größte Bestürzung, seine Gemahlinn aber in einen Zustand versetzt hatte, der zwischen Bewußtlosigkeit und Geistesverwirrung wechselte, fand ich es für nöthig, mich genau von Allem zu un-

terrichten; und so überwand ich jedes Bedenken, und durchsuchte den Schreibtisch meines unglücklichen Freundes. Alles, was ich fand, zeugte von dem traurigen Zustand seines Gemüths in der letzten Zeit, und von seiner heftigen Liebe für Marie. Ein Packet aber mit Briefen des Herrn von Willbach machte Alles bisher Räthselhafte klar und des Barons letzten grausamen Entschluß völlig begreiflich. Sie enthielten nichts, als verliebte Klagen um seine Marie, nichts als Wünsche, sie wiederzusehen, Zweifel an ihrer Treue, mit unter eine Regung von Eifersucht, so daß ich im Gefühl des Unwillens nicht wußte, ob ich mich mehr über diesen Mangel an Zartgefühl, oder über des unglücklichen Arthurs unbegreifliche Geduld ärgern sollte, mit der er dieses widrige Benehmen nicht nur ertrug, sondern, wie es aus diesen Briefen schien, noch rechtfertigte und den Freund tröstend auf jenen Zeitpunct verwies, wo er ihm die Geliebte liebenswürdiger, veredelter zurückgeben würde. Von seiner eignen Leidenschaft für sie scheint er nie, auch nur das Geringste in seinen Antworten verrathen zu haben, vielmehr — und das ist die einzige Entschuldigung, die sich für Herrn von Willbach finden läßt, — mag er diesen immer in

dem Wahn erhalten haben, als sey ihm seine Frau so gleichgültig, wie damahls, als er ihr in einem — ich kann es nicht anders nennen, als tollkühnen — Anfall von Großmuth die Hand reichte.

Herr von Willbach, dem ich die Nachricht mit der größten Eile zusendete, erschien sogleich, und jetzt muß ich sagen, versöhnten der ungeheure Schmerz, von dem ich ihn zerrissen sah, seine Verzweiflung, die Vorwürfe, die er sich machte, und der Vorsatz, nicht eher zu ruhen, bis er den Unglücklichen gefunden und ihn wieder in die Arme der rechtmäßig besessenen Geliebten zurückgeführt haben würde, meinen Unwillen gegen ihn zum Theil. Einen großen Antheil an seinem Entschlusse, jede Hoffnung auf Mariens Liebe aufzugeben, mochte auch wohl ihr Betragen haben, das unwillkührlich die Stimmung ihrer Seele gegen ihn verrieth. Er stürzte nähmlich, ehe ich von seiner Ankunft im Schlosse unterrichtet war und diese Scene hindern konnte, in ihr Zimmer, wo sie im dumpfen Hinbrüten lag und bey seinem Anblick mit einem lauten Schrey des Entsetzens in eine Art von Raserey verfiel.

Wir redeten nun alle nothwendigen Maßre-

geln ab. Ich mußte bey der Kranken zurückbleiben, die meiner Aufsicht und meines Trostes bedurfte; aber Willbach, der Sekretär, der seinem Gebiether kindlich ergeben ist, und noch einige verläßliche Personen, wurden nach allen Richtungen ausgesendet, bey den Behörden das Nöthige gemeldet und alle Erkundigungen eingezogen. Hierdurch erfuhren wir, daß Ottensen sich Pässe ins Ausland auf zwey Jahre verschafft hatte, und diese Nachricht diente nicht dazu, unsere Hoffnungen anzufrischen. So waren sechs bange Wochen vergangen. Die Baroninn hatte sich von dem ersten heftigen Anfall des Schreckens und Schmerzens erholt, aber die Rückkehr der Besinnung diente nur dazu, sie ihr Unglück tiefer fühlen zu machen, indem sie nun den ganzen Umfang desselben einsah. Ein schleichendes Fieber, das an den feinsten Lebenskräften zehrte, schien sie ihrem Geliebten, den ich — aufrichtig zu gestehn — bereits in einer bessern Welt glaubte, nachzuführen. Die Nachrichten, die wir fleißig von unsern Ausgesandten erhielten, brachten keine Beruhigung. Keiner hatte eine Spur, oder nur eine Wahrscheinlichkeit der Vermuthung finden können, als auf einmahl der Reitknecht, den Ottensen mit sich ge-

nommen hatte, im Schloß erschien. Sein Anblick erweckte Hoffnung und Entsetzen. Ich war glücklicherweise einer der Ersten, die seiner ansichtig wurden, er eilte auf mich zu und übergab mir einen Brief seines Herrn. Ich würde vergebens die Empfindung zu beschreiben versuchen, mit der ich ihn ein paar Sekunden, ohne ihn zu öffnen, in der Hand hielt. Lebt dein Herr? war alles, was ich sagen konnte. — Er lebt. — Und wo ist er? — Auf dem Meer, weit, weit von hier. Ich erstarrte und öffnete nun den Brief. Ottensen war auf Umwegen, um uns jede Spur zu entziehen, nach **st gegangen, und hatte sich dort auf einem Amerikanischen Schiffe nach diesem Welttheil eingeschifft. Der Brief enthielt Weisungen für mich in Rücksicht seines Vermögens, seiner Frau und Willbachs, eine Art von Testament, das mich mit Schaudern erfüllte, indem ich den Ernst seines Entschlusses, und aus dem Tone des Briefs die Stimmung seines Gemüths erkannte.

Als er den Reitknecht entlassen, war die Abfahrt auf den folgenden Tag bestimmt gewesen. So war er wahrscheinlich bereits weit in der See. Ich überlegte lange, was, und wie ich es der armen Verlassenen sagen sollte, aber ich fand

sie gefaßter, als ich glaubte. Die Gewißheit, daß Arthur lebte, welche sie immer gegen mich behauptet und mit seltsamen Gründen unterstützt hatte, gab ihr ein Gefühl von Freude und Triumph, und nun war sie sogleich entschlossen, ihm zu folgen, wohin er sich immer gewendet haben möchte, und eben so gewiß ihn zu finden, indem sie sich hier, wie bey jener Gewißheit, auf einen Zusammenhang der Geister und untrügliche Ahndungen berief. Ich erschrack über die Kühnheit ihres Entschlusses, aber es war unmöglich, ihn ihr auszureden, und da ich sie so fest auf ihrem Vorsatze sah, da ich sie mit so vieler Zuversicht vom Wiedersehen sprechen hörte, flößte ihre Sicherheit mir Muth ein, und ich gelobte ihr, sie nicht zu verlassen, mit ihr hinzugehen, wo sie wollte, und wäre es auch bis in die neue Welt. Mein Herz hängt auf dieser Erde nur mehr an diesen beyden Freunden, die ich wie geliebte Kinder betrachte, und so ist überall mein Vaterland und meine Zufriedenheit, wo sie sind.

Wir machten uns nach kurzen Vorbereitungen auf den Weg. Marie war voll schöner Hoffnungen, und überzeugt, ihren Geliebten zu finden, bis uns auf dem Gipfel des ** Berges auf

einmahl das unermeßliche Meer erschien. Da faßte zum ersten Mahl der Gedanke der unendlichen Entfernung, und der unzähligen Möglichkeiten, die sich dem Wiederfinden entgegenstellen konnten, ihre Brust mit banger Angst, und niedergeschlagen und fast krank kam sie in **st an. Wir kehrten in dem Gasthofe ein, wo Arthur gewohnt hatte. Marie bestand darauf, dieselben Zimmer zu beziehen. Man willfahrte ihr. Was sie hörte, diente nicht dazu ihre Hoffnungen zu beleben. Zwar war das Amerikanische Schiff, von widrigem Winde aufgehalten, ein paar Tage später abgesegelt; von dem Reisenden aber wußte man nichts, als daß er sein Gepäck aus dem Gasthofe habe wegbringen lassen, und nicht wieder dahin zurückgekehrt sey.

Ich sah aus der tiefen Trauer, worein diese übereinstimmenden Nachrichten Marien versetzten, daß sie immer noch eine geheime Hoffnung, ihren Gemahl in **st zu finden, genährt hatte, ja sie gestand mir auch endlich, daß nicht bloß ein allgemeiner heftiger Wunsch, sondern eine bestimmte Erwartung und eine unerklärliche Sehnsucht nach **st, sie hierher geführt und ihr diesen Ort als das Ziel ihres Strebens wie ahnend im Geiste gezeigt hätten. Indeß vergingen

zwey, drey Tage, ich stellte überall Nachforschungen an, und sah mit Bedauern, aber ohne Überraschung, daß sie ganz fruchtlos blieben. Marie versank von Stunde zu Stunde in tiefern Schmerz, und ihr Aussehen zeugte von dem Zustand ihrer Seele. Da blieb am vierten Tag beym Aufräumen des Zimmers das Mädchen, das im Gasthof diente, plötzlich vor ihr stehn, sah sie lange an und sagte endlich: Nein, es kann nicht Unrecht seyn, wenn ich mein Wort hier breche. Marie sah das Mädchen befremdet an. — »Ich habe es dem Herrn hoch und theuer versprechen müssen, nicht zu verrathen, daß er noch hier ist.« Marie sprang bey diesen Worten auf. Er ist hier? schrie sie, und faßte mit zitternden Händen das Mädchen an: O, wo? wo? Sie zitterte so sehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete. Ich trat hinzu und bath sie, sich zu beruhigen. Ich traute dem Geschwätz solcher Menschen nicht viel, und fragte daher das Mädchen bestimmt aus. Sie kannte Ottensen wirklich, und beschrieb ihn uns Zug für Zug. So erfuhren wir denn, daß er sich zwar an Bord des Amerikanischen Schiffes begeben hatte; während aber dieses ein paar Tage auf günstigen Wind warten mußte, war er, der immer bleich und

niedergeschlagen ausgesehn hatte, so krank geworden, daß der Kapitain und der Schiffsarzt ihm riethen, wieder an's Land zu gehn, und eine andere Gelegenheit zu erwarten. Nun hatte er sich in ein Privathaus, das einzeln und entfernt vom Hafen liegt, eingemiethet, war vor einigen Tagen dem Mädchen, als es von einem Besuch bey einem entfernten Verwandten zurückging, am Ufer im Spazierengehn begegnet, und hatte sie dringend gebethen, Niemanden zu sagen, daß er noch in **st sey; er denke in wenigen Tagen auf einem andern Schiffe abzugehn. Sie hätte es bisher treu gehalten, weil sie aber sähe, daß die gnädige Frau so betrübt über die Abreise des fremden Herrn sey, so habe sie es nicht über ihr Herz bringen können, länger zu schweigen.

Es wäre unmöglich den Zustand der Baroninn zu schildern. Das lebhafteste Entzücken über Arthurs Nähe wechselte mit der Angst, daß er vielleicht dennoch abgereiset seyn könnte. In dieser fieberhaften Heftigkeit ließ sie anspannen, und ich mußte sie auf der Stelle nach dem Hause begleiten, das uns das Mädchen beschrieben hatte. Der Wagen hielt. — Was werd' ich erfahren! rief sie, und eine tödtliche Blässe über-

zog ihr Gesicht. Wir mußten sie aus dem Wagen heben, ihre Füße trugen sie nicht. Ich führte sie auf einen geräumigen Hof, den ein Hintergebäude von einem Gärtchen trennte. Ich fragte nach dem Fremden — er war noch hier — er war im Garten. Marie fiel mit einem Freudengeschrey ohnmächtig in die Arme der Hauswirthinn, ich selbst zitterte so, daß ich mich setzen mußte, man eilte herzu, uns beyzuspringen, es entstand ein Geräusch, ein Hin- und Herlaufen — auf einmahl flog die Gartenthüre auf, und Ottensen, den der Lärm herbey gezogen hatte, stand vor uns. Eine Sekunde blieb er starr, dann stürzte er auf Marien zu, faßte sie in seine Arme, und rief sie mit den Tönen der Liebe in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, aber sie sprach nicht. Nur unter einem Strom von Thränen klammerte sie sich fest an ihn und die fieberhafte Erschütterung ihres Körpers konnte ihm genugsam zeigen, in welchen Zustand sie der Schmerz um ihn versetzt hatte. Er trug sie auf sein Zimmer, und warf sich vor ihr nieder. Ach Gott! Gott! rief er: Ich darf dich ja nicht besitzen! Nun so muß ich sterben, brach sie mit Herz zerreißenden Ton aus und riß sich von ihm los. Er umschlang sie von Neuem, der hef-

tigste Kampf der Liebe und des vermeinten Pflichtgefühles gegen seinen Freund erhob sich in seiner Brust, und ich gestehe, daß ich, so unrichtig mir auch seine Ansicht schien, doch die Selbstverläugnung bewundern mußte, mit der er eine rechtmäßige und so heiß erwiederte Leidenschaft zu bestreiten strebte, um seiner Überzeugung zu folgen. Da gab ich ihm den Brief von Willbach, in welchem dieser feyerlich auf Marien Verzicht leistete, weil nicht allein die heiligen und rechtmäßigen Bande, die sie an ihren Gemahl knüpften, sondern auch ihre Abneigung gegen ihren ersten Freund, von der er unzubezweifelnde Proben habe, ihm jede Hoffnung verböthen.

Er las den Brief in der heftigsten Bewegung. Sein Inhalt, Mariens Gegenwart, Alles vereinigte sich, einen Strahl der Hoffnung und Freude in dieß zerrissene Herz zu senken; doch sah ich wohl, daß jene trübe Vorstellung, er müsse sich von seiner Gemahlinn trennen, noch nicht ganz verschwunden war. Indessen erhielten wir so viel, daß er mit uns nach dem Gasthof zurückkehrte. Auch war das wohl um Mariens Willen nothwendig, deren Besinnung und Leben von Arthurs Gegenwart abzuhängen, deren We-

sen nur von seinem Hauch beseelt zu seyn schien. Auf diese Ansicht machte ich ihn aufmerksam, ich zeigte ihm; wie seine eigene Gesundheit durch Entfernung von gewohnter, liebevoller Pflege gelitten hatte, ich schilderte ihm, was seit seiner Flucht mit Marien vorgegangen war, und ich sagte ihm geradezu, daß er keine Pflicht, ja kein Recht habe, zwey Leben auf's Spiel zu setzen, um Einen Menschen vielleicht glücklich zu machen, daß sein ganzes Verfahren mit Marien, von seiner Heirath an bis jetzt, vermessen und tollkühn gewesen, und daß der kurzsichtige Mensch sich nicht erkühnen dürfe, in die Fäden des Schicksalgewebes einzugreifen, und wie ein höher waltender Geist mit Anderer Glück zu spielen. Diese Vorstellungen, die auf sein noch krankes Gemüth wirkten, Mariens Liebe, ihre Gegenwart, seine Leidenschaft für sie, und die Sehnsucht nach Glückseligkeit, die doch auch in des Trübsinnigsten Brust lebt, brachten ihn nach und nach zur richtigen Erkenntniß seiner Lage.

Er fand nach einigen Tagen harter Kämpfe mit dem, was er seinem Freunde schuldig zu seyn glaubte, doch endlich, daß er dieser Forderung des Zartgefühls und der Freundschaft durch sein

freywilliges, ernstliches Opfer ein Genüge geleistet, und daß die wunderbare Fügung, durch welche wir ihn gefunden und an der fernern Ausführung seines Vorhabens gehindert hatten, ein Fingerzeig des Himmels sey, der ihn wieder in seine rechte Bahn zurückweise.

Seitdem ist wieder Friede und Einheit in sein Herz, und durch ihn das schönste Glück über uns Alle gekommen. Marie lebt an seiner Seite auf, er selbst entblüht wieder zu aller Jugendkraft und Freudigkeit, wie in seinen ersten Jünglingsjahren. Wir sind nach Freyenberg zurückgekehrt. Alle kranken hypochondrischen Vorstellungen sind verschwunden. Arthur lebt und handelt als ein glücklicher Hausvater, unter seiner Leitung sprießt ein Paradies um die Glücklichen empor. Willbach hat geschrieben. Er scheint auf seinen Reisen, wo er den Freund mit schönem Eifer suchte, Etwas gefunden zu haben, das ihm Mariens Verlust ersetzen kann. So ist auch der letzte Stachel aus Arthurs Brust genommen, er hat seinen Freund beschworen, wenn es die Ruhe seines Herzens erlaubt, mit seiner Neugewählten nach Freyenberg zu kommen, Alles mit ihm zu theilen und künftig nur Eine Familie mit ihm auszumachen.

II.

# Der Graf von Barcellona.

Don Ramiro der Zweyte, König von Arragonien, war gestorben. Er hatte eine unmündige Tochter hinterlassen, die nach dem Willen ihres Vaters Erbinn und einst Gebietherinn seines schönen Reiches werden sollte, und die verwitwete Königinn nebst ihrem Bruder, Don Garcia, den sie über alles liebte, zu Vormündern und Regenten des Landes ernannt, bis Ines die Jahre der Mannbarkeit erreicht und sich ein würdiger Gemahl gefunden haben würde, der mit ihrer Hand zugleich die Zügel der Regierung empfangen könnte. Diesen Gemahl hatte Don Garcia bereits für sie bestimmt, seinen Sohn Sancio, der mit Ines von gleichem Alter, mit ihr erzogen, und von der Königinn, theils um seines sanften Wesens, und seiner zarten Schönheit, theils um des theuern Bruders willen, wie ein Sohn geliebt ward. Schon seit langen Jahren hatte Don Garcia in seiner Schwester den Gedanken zu erregen gewußt, daß sie das Schicksal ihrer Tochter in keine besseren Hände legen

könnte, als in die des gutmüthigen, ihr mit kindlicher Liebe ergebenen Neffen; aber der König wollte nichts von dieser Verbindung wissen, die seinem Hause wenig Glanz und Vortheil versprach, vielmehr hatte er stets darauf gedacht, durch die Hand der einzigen Tochter sich an ein großes gewaltiges Haus zu schließen und zugleich das Erbtheil derselben durch die Macht des Schwiegersohns zu schützen. So lange er lebte, wagte es daher die Königinn nicht, mit ihren Absichten hervorzutreten, aber als nach seinem Tode sie und ihr Bruder freye Hand bekamen, hing sie mit Liebe und Lust dem lang genährten Plane nach, und versäumte nichts, was dazu dienen konnte, das Herz ihrer Tochter mit den Empfindungen zu erfüllen, die ihren Absichten das leichteste Gelingen sicherten.

Sancio und Ines hatten mit einander gespielt, sie lernten jetzt mit einander, sie bildeten sich mit einander, und es ward ihnen bald Beyden zu ihrem großen Vergnügen klar, daß sie sich auch für einander bildeten. Ines ward dem liebenswürdigen Gespielen mit schwesterlicher Zärtlichkeit zugethan, und Sancio nahm freudig die Hoffnung auf, daß die holde Gefährtinn seiner Kinderzeit, deren Schönheit sich mit je-

dem Jahre verwunderlicher entfaltete, einst sein geliebtes Weib werden sollte. An ihren Thron und die Herrlichkeiten, die ihm dadurch zufallen würden, dachte der sanfte Jüngling nicht, und auch Ines hatte keine Vorstellung davon, daß ihr Besitz von so hohem Werthe für irgend Jemand seyn könnte.

Aber Ines wuchs heran, sie hatte ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und obwohl Don Garcia dafür gesorgt hatte, die Nachricht, daß sie seines Sohnes bestimmte Braut und Don Sancio der künftige König von Arragonien sey, durch ganz Spanien zu verbreiten, so reizten dennoch der Ruf von Ines außerordentlicher Schönheit und die Aussicht, durch ihre Hand einen Thron zu erlangen, die Hoffnung zu vieler Ritter und Fürsten, als daß nicht bald Saragossa der Sammelplatz bedeutender Fremden geworden wäre, die nur darnach strebten, die Augen der schönen Thronerbinn auf sich zu ziehen und sich ihre Gunst zu erwerben. So ungern Don Garcia und die Königinn diese Bemerkungen sahen, so konnten sie doch dieselben nicht gänzlich verhindern, und dem ruhmwürdigen Streben einer edlen Jugend in Spiel und Kampf und ritterlichen Übungen keinen Zwang anthun. Auf diese Art



Bayerische Staatsbibliothek München

kam es denn, daß Donna Ines sehr oft Turnieren beywohnte, die ihr zu Ehren gegeben wurden, daß ihre Hand den Dank austheilte, sie als die Königinn der Feste bewundert, gepriesen, und der Ruhm ihrer Schönheit in lieblichen Liedern und weithin wiederhohlten Gesängen bis an die Gestade des Meeres und bis jenseits der Pyrenäen getragen wurde. Natürlicherweise gab ihr dieß einen Begriff von ihrem Werthe, den sie zuvor nicht geahndet hatte; aber es minderte weder ihre herzliche Zuneigung für ihren Jugendfreund, noch brachte es sie jemahls auf den Gedanken, daß es möglich wäre, unter dieser blühenden, tapfern Ritterschaar, die sich um sie als den Mittelpunct aller ihrer Wünsche versammelt hatte, mit forschenden Augen umzublicken, und sich irgend Einen, der vor den Andern an Trefflichkeit oder Liebenswürdigkeit hervorragte, auszuwählen.

Dennoch war Einer, der dieses Blickes und dieser Wahl vor Vielen, ja wohl vor Allen werth gewesen wäre, und dieß war der junge, muthige Don Raimund, Sohn des mächtigen Grafen von Barcellona. Auch würde ihn das Auge der schönen Ines unfehlbar ausgefunden haben, wenn nicht Don Garcia, der sogleich in ihm den

furchtbarsten Nebenbuhler seines Sohns erkannt hatte, Alles angewendet hätte, gerade diesen Grafen von Barcellona so fern als möglich von seiner Nichte zu halten.

Nur zu bald fühlte Don Raimund diese Zurücksetzung, und sein stolzes Herz ward aufs glühendste dadurch erbittert. Leicht sah er die Absicht des Vormunds durch, und sein aufwallender Zorn hätte ihn bestimmt, den Hof zu verlassen, an dem man nicht allein seinem persönlichen Werth keine Gerechtigkeit widerfahren ließ, sondern ihm nicht einmahl die Auszeichnungen erwies, die seine Geburt und sein Rang forderten, wenn er nicht den Pfeil im Busen getragen hätte, der ihm zum Theil die Kraft zur Flucht raubte, und zum Theil ihn mit süßer Gewalt in der Nähe der Geliebten hielt, so, daß er gar nicht hätte entfliehen wollen, wenn er es auch gekonnt hätte. Was ihn aber am tiefsten kränkte, war, daß man ihm jede Annäherung an Ines unendlich schwer, und zuletzt ganz unmöglich machte, nachdem die Prinzessinn sich zufällig bey einem Kampfspiel geäußert hatte, daß doch unter allen anwesenden Rittern der Graf von Barcellona den meisten Anstand und die größte Gewandtheit habe.

Tag und Nacht sann Don Raimund darauf, wie er durch ein auffallendes Ereigniß die Blicke der Prinzessinn mit Gewalt auf sich lenken und sich, trotz der Wachsamkeit der Königinn und Don Garcia's, ihre Achtung, und endlich vielleicht ihre Neigung erwerben möchte. Nimmermehr konnte er glauben, daß ihre Liebe für den zarten Don Sancio, der eher einem Mädchen, als einem Ritter glich, und sich durch keine Geschicklichkeit, wie sie Fürsten seines Alters geziemte, auszeichnete, etwas anderes als Gewohnheit seyn könne, ja, er war überzeugt, daß sie niemahls recht glücklich mit einem Gemahl seyn würde, dem es an Vermögen wie an Muth gebrach, den Thron, welchen er mit der Hand seiner Jugendgespielinn erhielt, auch mit Würde zu behaupten.

Das Bild des jungen, kräftigen Don Raimund, wie er bald beym Tanze sich anmuthig und doch sicher bewegte, bald in ritterlicher Gewandtheit seinen Gegner aus dem Sattel hob, bald bey einem Stiergefecht, als eines der wüthenden Thiere einen Stierkämpfer bereits erreicht hatte, vom Balkon in die Schranken gesprungen war, und dem Stier in dem Augenblick, wo er den armen Menschen durchbohren

wollte, den Dolch in den Nacken gestossen hatte — dieses Bild war nicht so schnell aus dem Andenken der Prinzessinn verschwunden. Sie kam zum großen Ärgerniß ihrer Mutter und ihres Oheims öfter im Gespräch darauf zurück, und da diese ihr endlich begreiflich machten, daß man mit allen diesen äußeren Vorzügen ein sehr schwarzes Herz und lose Sitten verbinden könne, wie sie von sicherer Hand wüßten, daß es beym Grafen der Fall wäre, so änderte sie endlich ihren Sinn dahin, daß sie den Wunsch äußerte, Sancio, der so hübsch und so gut, und so sittig sey, möchte sich doch auch einmahl in allen diesen Künsten vor ihr und ganz Sarragossa zeigen, ja, es würde sie sehr freuen, den stolzen und übermüthigen Grafen von Barcellona, der sich auf diese äußeren Vorzüge so viel zu Gute thäte, von ihrem geliebten Vetter überwunden zu sehn.

Don Garcia hörte diese Worte mit großem Mißvergnügen. Er suchte seiner Nichte diese Gedanken auszureden, er suchte endlich durch gänzliches Stillschweigen diese Anregung in Vergessenheit zu bringen; aber Ines vergaß ihrer nicht. Es war kein Kampfspiel, kein Ringelrennen, kein Carousſel, wo nicht das Lob des Grafen von Barcellona in ihre Ohren tönte, und wo

sie nicht mit einer Art von Beschämung und Heftigkeit den Wunsch äußerte, ihren Freund und Bräutigam sich mit ihm messen, und den stolzen Fremdling beschämen zu sehn.

Don Garcia entschuldigte seinen Sohn mit der zu zarten Jugend, indem er kaum das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Aber Ines forschte nach. Der Graf von Barcellona zählte zwar neunzehn, allein er hatte schon vor fünf Jahren seinen Vater in den Krieg begleitet, und gerade in Sancio's Alter einen Mohrenfürsten im Zweykampf erlegt. Sancio konnte endlich selbst nicht mehr diese Äußerungen und das Lob des Don Raimund, daß ihm von allen Zungen, und am kränkendsten von der seiner Braut ertönte, geduldig und unthätig anhören, und er drang darauf, sich auch in den Schranken zu versuchen, auf die er bisher mit den Damen des Hofes als Zuschauer herabgeblickt hatte. Er fing an sich zu üben, er begehrte mit Ungestüm von seinem Vater die ersten Waffen, und erhielt sie endlich sammt dem Ritterschlag in einer feyerlichen Versammlung zu Ines größter Freude, die nun von nichts als seinem Siege über den Grafen von Barcellona träumte, und sich an dem Gedanken ergetzte, ihren geliebten Jugendgespielen und

künftigen Gemahl bey einem Turnier den Preis erhalten zu sehen.

Die Gelegenheit both sich bald dar. Der Geburtstag der schönen Ines nahte heran. Der Graf von Barcellona nahm sich vor, ihn durch ein Turnier zu feyern, das Alles, was man bisher in Sarragossa von solchen Festen gesehen hatte, weit verdunkeln sollte. Er nahm sich vor, der Dame seines Herzens seine Ergebenheit und Liebe damit zu beweisen, er hoffte endlich bey diesem Kampfspiel doch einmahl die Gelegenheit zu finden, sich ihr nähern, und ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu können, indem er sie hatte bitten lassen, an diesem ihr geweihten Tage den Dank mit eigner Hand auszutheilen, den er sich von Niemand bestreiten zu lassen fest vorgesetzt hatte. In dieser Absicht ließ er durch weit versandte Schreiben alle edlen und kampflustigen Ritter des Landes und der Nachbarschaft einladen, selbst die Fürsten der Mauren wurden nicht ausgeschlossen, und Alles sah mit Erwartung und Freude dem glänzenden Tage entgegen.

Don Sancio sollte bey diesem Turnier seine erste Waffenprobe öffentlich ablegen. Ines freute sich ganz außerordentlich darauf, sie hatte ihm selbst eine Feldbinde gestickt, er trug ihre

Farben, und erschien zu ihrer und vieler Damen Freude, schön wie ein Liebesgott in seiner hellspiegelnden goldenen Rüstung. Das Stechen begann. Don Garcia hatte es geschickt zu veranlassen gewußt, daß Sancio Anfangs mit andern Kämpfern, und nicht mit dem Grafen von Barcellona zusammentraf. Seine ersten Versuche gelangen nicht übel; und wenn er auch keinen Gegner aus dem Sattel zu heben vermochte, so hatte er sich doch ganz gut in dem seinigen erhalten. Indessen hatte der Graf von Barcellona in blauangelaufener, mit Gold eingelegter Rüstung, mit dunkelblau und schwarzem Helmbusch, der von einem goldnen Greifen getragen wurde, auf seinem schwarzen Rosse wie eine Gewitterwolke hoch über Alle herausragend, still und schweigend vor den Schranken gehalten. Jetzt sprengte er in die Bahn, schlug das Visier auf, ritt vor den Damen vorüber, und grüßte sittig mit dem Speer. Indem sein Auge auf die Prinzessinn fiel, überflog eine glühende Röthe sein jugendlich braunes Gesicht, und ein so freundlich düsteres Lächeln verklärte diese edlen Züge, daß Ines unwillkührlich erröthete und bey sich dachte: Ach, wie ist's möglich, so schön, so freundlich auszusehen, und so böse zu seyn!

Der Graf ließ das Visier herab, tummelte sein schwarzes Roß, hielt dann mitten im Kreise und gab das Zeichen, daß die Trompeten ertönen, und ihm einen Gegner auffordern möchten. Es geschah. Ein Ritter nach dem Andern sprengte in die Bahn, und Einer nach dem Andern fiel von des Grafen sichern Stoß entsattelt auf den Sand; es schien, als wären die Speere der Andern nichts als Strohhalme, leicht zerbrechlich und schwach, wenn Raimunds Lanze sie ohne Zeichen der Anstrengung vor sich hinwarf. Die Ritter ergrimmten im Herzen, Alle, von Einem Manne, und noch dazu von einem Jüngling überwunden zu seyn. Don Garcia sah Raimunds Erfolg mit banger Seele, Ines, halb mit Bewunderung, halb mit Unmuth, daß es nicht ihr Ritter war, und Sancio schon wieder vor ihm zurückstehen mußte. Als aber endlich nur mehr zwey Ritter, ein alter, versuchter Maure und Don Sancio übrig waren, die den Sand noch nicht geküßt hatten, — da lief ein Gemurmel durch die Reihen der Zuseher, und Alles verkündigte dem Grafen mit frohem Beyfall seinen nahen vollständigen Sieg. Jetzt sprengte Sancio, ungeduldig, diesen stolzen Gegner zu ertragen, in die Schranken, und Raimunds

Herz wallte höher auf von Liebe und Siegeslust, als er den Nebenbuhler ankommen sah. Sie tummelten ihre Pferde, sie rannten gegeneinander — und Don Sancio flog wie ein Ball von Raimunds erstem Stoß weit hin bis an das Gerüste, auf welchem die Damen saßen, daß der Balkon davon erschüttert wurde. Ines stieß einen lauten Schrey aus, sie beugte sich weit vor, um zu sehn, ob Sancio sich nicht wieder erheben würde. Er blieb regungslos liegen. Don Raimund sprang erschrocken vom Pferde, und eilte auf Sancio zu. Er erhob ihm das sinkende Haupt, löste Helm und Halskragen, und das todtbleiche Antlitz des Jünglings, der mit geschloßenen Augen leblos in den Armen seines Siegers lag, verbreitete allgemeine Bestürzung. Don Garcia eilte in den Kampfplatz herab, Ines sank weinend in die Arme ihrer Mutter, Raimund bemühte sich vergebens den Ohnmächtigen zu erwecken. Sancio blieb ohne Besinnung, man trug ihn für todt aus den Schranken; und die Ärzte, welche gerufen wurden, erklärten, daß der schwere Fall mit dem Helm auf dem Haupt ihm das Gehirn verletzt, und er nur wenige Stunden noch zu leben haben werde. Nun waren Trauer und Schrecken allgemein. Don Garcia wollte

verzweifeln, da alle seine ehrgeizigen Plane und Hoffnungen mit einem Mahl dahin sanken. Ines war untröstlich um den Tod ihres geliebten Freundes, und betäubt von dem schnellen Wechsel der Dinge, die Königinn zerfloß in Thränen, der Hof, die Stadt theilten den Schmerz der Fürsten, und Alles sah den bestürzten Grafen als die unselige Ursache alles dieses Unglücks an.

Don Garcia wußte diese Stimmung nur zu gut zu nützen. Sein unglücklicher Sohn, dem kaum auf Augenblicke das Bewußtseyn zurückkehrte, verschied noch denselben Tag in seinen Armen, und bald machte der heftige Schmerz einem eben so heftigen Rachegefühl Platz. Vergebens sagten ihm Vernunft und Billigkeit, daß der Graf an diesem Unfall ganz schuldlos, und das große Unglück nur einem Zufall und Sancio's allzu zartem Körperbau zuzuschreiben sey; vergebens erhob sich, als die ersten Regungen des Schreckens und Mitleids besserer Überlegung Platz gemacht hatten, auch in den Gemüthern der andern Menschen diese Erkenntniß mit Macht, und Alles entschuldigte den Grafen von Barcellona, der gar nicht anders, als nach Rittersitte, und Turnierbrauch gehandelt hatte und durch seine ungeheuchelte Trauer und innige Theil-

nahme seine Unschuld genugsam bewies. Don Garcia wollte von allem diesem nichts hören, er wies jede Vorstellung zurück und nachdem die Tage der Beerdigung und des ersten Schmerzens vorüber waren, erschien er in ausgesucht tiefer Trauer und höchster Feyerlichkeit öffentlich und klagte vor den versammelten Großen und dem Volke den Grafen von Barcellona des schändlichen Verrathes und unritterlicher Sitte an, indem er sich gefeyter Waffen bedient, nur also den Sieg über so viele und mächtige Gegner davon getragen, und endlich den unglücklichen Jüngling, auf dessen Tod es bey diesem Turnier abgesehen gewesen war, mit dem ersten Stoß gleichsam von weitem getödtet habe, indem sonst auf natürlichem Wege dieser plötzliche Fall gar nicht zu erklären wäre.

Alles war empört über diese Anklage, Alles murrte im ersten Augenblick, und Don Raimund, der zugegen war, schäumte vor Wuth, trat in den Platz und suchte sich zu vertheidigen. Nun wurde der Lärmen noch größer und allgemeiner, und wie es bey der leicht erreglichen Menge, unter welche Garcia nicht versäumt hatte, seine Anhänger zu mischen, zu gehen pflegt, es erhoben sich nach und nach Zweifel, man fing

an nachzudenken, man verglich, und während noch Raimund mit funkelnden Blicken und hochgehobner Hand seine Unschuld laut betheuerte und den Himmel zum Zeugen seiner Worte anrief, war ein großer Theil des anwesenden Volks umgestimmt und nicht ungeneigt, der Beschuldigung des Don Garcia Glauben beyzumessen, der mit eindringenden Worten den frühen Tod des liebenswürdigen Jünglings schilderte, das Volk seiner wohlbekannten Tugenden mahnte, sich seinem Vaterschmerz unverhohlen überließ und Alles zur Rache gegen den Mörder aufrief.

Schon waren die Gemüther erhitzt, und manche Arme bereit, dem unedlen Rufe zu gehorchen, da stand Don Diego de Manilla, ein ehrwürdiger Greis und einer der Ersten von Arragoniens Adel auf, und seine ehrfurchterweckende Gestalt geboth Stillschweigen und Ruhe. Ohne mich, hub er an, in die Erörterung der Frage zu mischen, ob die Beschuldigung des Don Garcia gegründet seyn könne, oder nicht, ohne den Beklagten weder zu vertheidigen, noch zu entschuldigen, kann ich nimmermehr zugeben, daß das Volk von Arragonien sich eines unedlen Verfahrens und einer himmelschreyenden Ungerechtigkeit schuldig mache. Hat Don Raimund

das ihm geziehene Verbrechen begangen, so mag er es bekennen, und die von den Richtern zuerkannte Strafe ausstehn; hat er es nicht begangen, so soll er sich vertheidigen, und falls dieses, wie mir scheint, in vorliegendem Fall nicht möglich wäre, so mag ein Gottesurtheil und ehrlicher Zweykampf den Streit entscheiden, den wir kurzsichtige Menschen zu lösen nicht im Stande sind. Es trete ein Kämpfer gegen ihn auf aus dieser Menge, die sich hier schlag- und rachsüchtig erhoben hat, und der Graf von Barcellona erhärte entweder seine Unschuld mit seinem Schwert, oder Gott wird über den Schuldigen sprechen, und seiner Seele gnädig seyn. Don Diego schwieg, Alles fiel ihm mit lauter Stimme bey, und freudig trat Don Raimund hervor, und nahm den vorgeschlagenen Kampf mit muthiger Zuversicht an. Don Garcia knirschte, und in der Aufwallung des Unmuthes warf er den Handschuh hin, selbst für seine Behauptung zu fechten. Aber Don Raimund trat erblassend zurück, und mit bittend erhobenen Händen rief er: Ihr Adel und Volk von Arragon! Und besonders Ihr, Don Manilla, ehrwürdiger Greis, dessen gerechter Spruch meine Ehre sicherte! O verhängt nur das nicht über mich, und gebet

nicht zu, daß Don Garcia als Bluträcher seines Sohnes gegen mich auftrete. Gegen ihn kann ich nicht fechten, gegen ihn, dem ich wider Willen das Liebste geraubt habe. Nimmermehr könnte ich mein Schwert gegen dieß Haupt erheben, das durch sein Alter, sein Unglück und mein Verschulden heilig ist. Laßt gegen mich auftreten, wen Ihr wollt, Eure versuchtesten Kämpfer! Sendet zwey auf einmahl! Gott, der meine Unschuld kennt, wird mich schützen. Aber wenn ich gegen Don Garcia kämpfen soll, so verurtheilt mich nur lieber gleich zum Scheiterhaufen, und ich werfe Schild und Schwert weg, und überliefere mich wehrlos Eurer Rache.

Indem der Jüngling diese Worte mit wehmüthiger Heftigkeit, und mit Thränen, die aus seinen großen Augen fielen, ausrief, war die ganze Versammlung bewegt. Selbst Don Garcia schaute schweigend und düster zu Boden, und Manilla erhob sich zum zweytenmahl und sagte:

Es sey fern von uns, Euch, junger Mann, einen Gegner aufzudringen, den Ihr aus so gerechten als löblichen Gründen verwerft. Auch wird der edle Don Garcia nach einiger Überlegung wohl einsehen, daß ihn sein Schmerz und sein Rittersinn zu einem Anerbiethen ver-

leitet haben, welches weder seinen Jahren noch seinen Kräften angemessen ist, und so bestimme ich mit Genehmigung dieser ganzen Versammlung den achten Tag von heut an zum Gottesgerichtskampf und verordne, daß der Kampf, die Ursachen und Bedingungen desselben durch Herolde öffentlich ausgerufen werden sollen, und jedermänniglich, der davon Wissenschaft hat, und sich von der Schuld des Grafen von Barcellona überzeugt hält, gegen ihn auftreten möge. — Hier schwieg Manilla. Garcia sah finster vor sich nieder, das Volk rief ihm lauten Jubel zu, und Don Raimund verließ, von Vielen begleitet, denen sein Betragen schon längst die Herzen gewonnen hatte, die Versammlung.

Ines brachte unterdessen ihre Tage in der tiefsten Traurigkeit zu. So schmerzlich ihr aber der Verlust des geliebten Jugendgespielen fiel, den sie jeden Augenblick und bey jeder Veranlassung vermißte, so konnte sie doch nimmermehr in die gehässigen Ansichten ihrer Verwandten einstimmen, und Don Raimunds That für vorsetzlichen, und noch dazu zauberischen Mord halten. Vielmehr schrieb sie Alles einem unglückseligen Zufall zu. Es war ihr eine Art von Beruhigung, wie sie vernahm, daß Don Raimund

um den Tod seines Nebenbuhlers Thränen vergossen habe, und als vollends Don Manilla den Hergang bey der Versammlung und des Grafen Betragen gegen den beleidigten Vater schilderte, da rief sie weinend aus: Ach Gott! Soll denn noch mehr Blut vergossen werden? Mein armer Sancio wird doch nicht mehr lebendig davon! Aber sie durfte diese Gesinnung nicht vor ihren Verwandten laut werden lassen, und so trug sie im Stillen ihr Leid, und bethete nun unabläßig für die Ruhe der Seele ihres Bräutigams, und für die Rettung seines unschuldigen Mörders.

Indessen war der Tag des Zweykampfs gekommen, und Don Garcia's Einfluß groß genug, um mehr als Einen Kämpfer für seine Sache zu werben. Der Geübteste und Stärkste unter ihnen ward erwählt, und der Kampf ging im Angesicht einer zahllosen Menge Volkes vor sich; aber der Graf von Barcellona blieb zur Freude aller billig Gesinnten Sieger, wie denn Gott seine Unschuld nicht anders als schützen konnte.

So sah Don Garcia seine Rachgier zum zweyten Mahle vereitelt; doch sie war dadurch nicht gestillt, sondern brannte vielmehr noch wüthender auf. Da ihm nichts übrig blieb, den

verhaßten Feind geradezu und mit offener Gewalt zu verderben, sann er auf Mittel, ihm auf andere Art beyzukommen, und fremde Kraft und fremde Mordlust für seinen Zweck zu bewaffnen. Überdieß war ihm die milde Gesinnung, womit Ines den Mörder ihres Bräutigams entschuldigte, und ihre Beruhigung, daß er im Zweykampf nicht den Tod genommen, nicht entgangen, so sehr auch Ines sie zu verbergen gestrebt hatte, und er war jetzt unabläßig an ihr, ihr Herz mit Gefühlen des Unmuths und der Rache gegen den Grafen zu erfüllen, ihr sein Betragen im schwärzesten Licht zu zeigen, keine Verläumdung zu sparen, und als ihr stiller, gerader Sinn sich durch alles dieß nicht von seiner recht erkannten Bahn abbringen ließ, stellte er ihr theils selbst, theils durch ihre Mutter vor, daß es wider allen Anstand, ja Gewissenssache sey, wenn sie bey dem vorsetzlichen Mord ihres Bräutigams ganz gleichgültig bleiben, und gar nichts unternehmen wollte, um ihren Abscheu vor der That und dem Thäter öffentlich zu beurkunden.

Lange sträubte sich Ines weinend und trauernd gegen dieses Zudringen, ihr kam es wie himmelschreyende Ungerechtigkeit vor, und obwohl sie

den Grafen kaum kannte, und nur einst ein paar flüchtige Worte mit ihm gesprochen hatte, war es ihr doch unmöglich, ihm eine so schwarze Bosheit zuzutrauen. Sie bath, sie flehte, man möchte ihr jede Theilnahme an der Rache wegen Sancio's Tod erlassen, sie sey unglücklich genug durch seinen Verlust; aber man ließ nicht nach, in sie zu dringen, und endlich machte es ihr ihre Mutter zur Bedingung ihres mütterlichen Segens, daß sie in ihres Oheims Absicht einwilligen, und laut durch einen Herold verkünden lassen mußte, die Hand der königlichen Prinzessinn und Thronerbinn von Arragon werde nur dem zu Theil werden, welcher ihr das Haupt des ruchlosen Mörders ihres Geliebten, das Haupt des Grafen von Barcellona überreichen werde. Ihm selbst aber wurde angedeutet, daß er ohne Weiteres Arragonien zu verlassen habe, und dem Mörder des künftigen Königs nur drey Tage sichern Geleits zugestanden wären, nach deren Verlauf sein Leben verwirkt seyn würde. Als diese Verkündigung in Sarragossa erscholl, und zu den Ohren des Don Raimund gelangte, erkannte er mit Schmerz und Wuth die Hand seines Feindes in dieser Verfügung, zugleich aber und am tiefsten kränkte ihn

die Erfahrung, daß Ines ihn ebenfalls hasse, weil sie eingewilligt habe, dieses Achtungsurtheil über ihn auszusprechen. Seine Freunde eilten zu ihm und redeten ihm zu, Sarragossa alsogleich zu verlassen, wo sein Leben nicht mehr sicher sey. Seine Vernunft rieth ihm dasselbe. Dennoch zögerte er, und es schien ihm unmöglich, sich von dem Orte loszureißen, wo diejenige lebte, die er, selbst nach dem letzten Spruch, nicht aufhören konnte zu lieben. Als er endlich dem vereinten Zureden so vieler Vernünftigen und Wohlmeinenden nicht mehr widerstehen konnte, stand doch der Vorsatz in ihm fest, die angebethete Feindinn noch einmahl zu sehn, ihre Stimme noch einmahl zu hören, und dann mit allen diesen Erinnerungen auf ewig zu fliehen.

Zu diesem Ende forschte er genau nach allen Tritten und Schritten der Fürstinn, und nachdem er Alles erkundet hatte, stellte sich ihr, als sie Abends ihrer Gewohnheit nach allein von der Kapelle zurückging, in welcher sie an Sancio's Grab gebethet hatte, ein blinder Pilger, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit greisem Haar und Bart dar, von Alter gebeugt, und von einem Knaben geleitet. Mit zitternder Stimme flehte der Greis sie um eine milde Gabe an.

Die Fürstinn stand mitleidig still, und ließ sich in ein Gespräch mit dem Pilger ein. Er war auf einer Wallfahrt zur Madonna auf dem Monserrat begriffen, und die Prinzessinn bezeugte ihr Erstaunen über dieß Unternehmen bey seinen Jahren und seinem Zustand. Der Greis hoffte mit Gottes Beystand und dem treuen Knaben doch das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Ach, Ihr seyd glücklich, daß Ihr das könnt! rief Ines aus: Ich wollte, ich dürfte auch auf den Monserrat, und alle meine Sorgen und Schmerzen zu den Füssen der heiligen Jungfrau ausschütten.

Und warum solltet Ihr das nicht können, gnädige Frau? Was könnte der Erbinn von Arragon verwehrt seyn! Ein tiefer Seufzer wand sich aus Ines Busen hervor. Lieber Gott! Seyd Ihr so fremd hier, sagte sie, daß Ihr nicht wißt, was in diesen Tagen Unglückliches geschehen ist, und in wessen Gebieth der Monserrat liegt? Nimmermehr kann und werde ich das Land des Grafen von Barcellona betreten!

Glaubt Ihr denn, fuhr der Pilger heftig auf, der Graf von Barcellona wäre im Stande, den erlittenen Schimpf an einer wehrlosen Frau zu rächen?

Ines trat einen Schritt zurück, der Pilger kam ihr seltsam vor. Er aber lenkte wieder ein, indem er sagte: Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin ein Unterthan des Grafen, und es thut mir weh — Laßt es gut seyn, erwiederte die Fürstinn: Ihr geht auf den Monserrat. Nehmt diese kleine Gabe! Ich habe kein Geld bey mir, aber verkauft diesen Ring — indem sie einen Goldreif vom Finger zog — und wenn Ihr bey der heiligen Jungfrau seyd, so gedenkt meiner im Gebeth, bethet für mich, für die Seele meines Bräutigams — und — für noch Einen! Bey diesen Worten legte sie den Ring in die Hand des Pilgers, und wollte sich entfernen; aber der Greis hielt ihre Hand fest, richtete sich stolz auf, der Pilgerhut fiel rücklings hinab, und unter den grauen, buschigen Augenbraunen blitzten sie zwey große dunkle Augen an. Die Prinzessinn schrie laut auf, da stürzte der Pilger auf seine Kniee, drückte ihre Hand an seine Brust, rief: Dieser Ring geht mit mir in's Grab! — sprang auf und verschwand.

Die Prinzessinn stand betäubt. Sie ahndete, wer es gewesen war, ein seltsames Gefühl bemächtigte sich ihrer, und als ihre Leute, die ihr Schrey herbeygezogen hatte, kamen, war sie be=

sonnen genug, den nicht zu verrathen, dem seine Kühnheit das Leben hätte kosten können; aber es blieb ein tiefes Andenken an diesen Augenblick in ihrer Seele.

Don Raimund verließ Sarragossa noch diese Nacht, und eilte nach Barcellona, wo ihn sein Vater mit großer Freude empfing, nachdem er um der Begebenheiten der letzten Zeit willen nicht wenig Angst und Sorge für den einzigen Sohn ausgestanden. Alsogleich trug er ihm an, seine Vasallen zusammenzurufen, ein stattliches Heer zu rüsten, und mit gewaffneter Hand Rache für die Beleidigung zu nehmen, die ihm in Sarragossa ein schwaches, rachsüchtiges Weib, und ihre verächtlichen Rathgeber zugefügt hatten. Allein Don Raimund schüttelte verneinend das Haupt. Nein, mein Vater! sagte er: Nimmermehr werde ich mein Schwert gegen diejenige ziehen, die ich liebe, und — ich fühle es — ewig lieben werde. Du liebst sie? schrie der alte Graf: Unsinniger! Wie ist das möglich? Deine ärgste Feindinn, die nach deinem Blute dürstet, die sich nicht entblödet, eine zarte Jungfrau von kaum sechzehn Jahren, den unmenschlichen Ruf ergehen zu lassen, der jeden Meuchelmörder berechtigt, Hand an dich zu legen, und

die ihr Herz und ihren Thron dem nächsten besten Schurken verheißt, der schlecht genug ist, dich rücklings niederzustossen?

Don Raimund schwieg finster. Was konnte er auf diese Rede seines Vaters antworten? Aber vor seinem Auge stand Ines Gestalt in der sanften Glorie des stillen Kummers, der auf ihrem ganzen Wesen lag, und des Mitleids mit einem ihr ganz fremden Armen, wie sie ihn bath, für sie zu bethen, für Sancio — und noch Einen, wie sie ihm den Ring gab, um ihn nicht ungetröstet von sich zu lassen, und es war ihm unmöglich, zu glauben, daß dieses Herz so glühend hassen sollte, ihn hassen, der sie mit Willen nie beleidigt, der sie nur geehrt und über alles geliebt hatte. Und wer war der Eine, für den er noch hatte bethen sollen? Wer war es denn, der des Gebethes jetzt mehr bedurfte, als Er selbst? Und, o Gott! wenn sie ihn, den unglücklich und unschuldig Verfolgten, damit gemeint hätte?

Diese Gedanken bewegten sich unabläßig in Don Raimunds Seele und ließen ihn in keinen von allen den Planen der Rache und Strafe einstimmen, über denen sein Vater brütete; vielmehr versicherte er, daß er auch

jetzt noch bereit wäre, sein Blut für Ines zu vergießen, die gewiß nur ein schuldloses Werkzeug in den Händen ihrer Verwandten, und der Grausamkeit nicht fähig sey, die man ihr zur Last lege.

Aber indeß Vater und Sohn also stritten, hatte der Aufruf des Don Garcia in den entlegensten Theilen Spaniens wiederhallt, und die Hoffnung, die schöne Erbinn von Arragon sammt ihrem Thron durch eine Waffenthat, oder einen Meuchelmord zu erlangen, eine Menge Fürsten und Ritter, Christen und Mauren, Tapfere und Hinterlistige gereizt, ihr Glück zu versuchen und dem glänzenden Ziel nachzujagen, das zu erringen man nur zwey Augen schließen machen durfte. Es vergingen wenig Wochen, wo nicht Don Raimund irgend eine Ausforderung erhielt und sich mit seinem guten Schwerte des Lebens gegen einen hartnäckigen oder verzweifelten Gegner zu erwehren hatte. Bisher war er stets Sieger geblieben, und die meisten seiner Widersacher hatten ihre Kühnheit mit ihrem Blute bezahlt; aber es schien nicht, als ob ihr widriges Schicksal die Andern abschreckte, vielmehr erneuerten und vermehrten sich diese Versuche, und der besorgte Vater drang in den Sohn, sich aus

einem Lande zu entfernen, wo sein Leben jedem Waghals preisgegeben war. Hierzu war Don Raimund nicht zu bewegen, er hielt es für schimpflich, der Gefahr auszuweichen, und im Hintergrunde seines Herzens lag wohl auch der Widerwille, sich noch weiter von dem Gegenstand seiner unaufhörlichen Liebe zu entfernen.

Aber es blieb nicht bey den Gefahren, die seinem Leben offenbar drohten. Hier und dort entdeckten sich heimliche Nachstellungen, und einigemahl war Raimund nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode entgangen. Nun erkannte er selbst, daß es ihm nimmermehr als Feigheit angerechnet werden könnte, wenn er sein Leben vor Meuchelmord und schändlicher List zu sichern strebte. Mit tiefem Schmerz verließ er den Hof seines alten, bekümmerten Vaters, sein schönes Geburtsland, das der Schauplatz seines Ruhmes hätte werden sollen, und ging unter fremden Nahmen, weil ihn sein Vater nur auf diese Art sicher glaubte, nach Frankreich, und von da weiter, um Abentheuer, Ehre, Zerstreuung und vielleicht Heilung seines Kummers zu finden, aber nicht eher, bis er von seinem Vater die feyerliche Versicherung erhalten hatte, das Unglück seines Sohnes nicht in seiner Abwesenheit

an der Urheberinn desselben zu rächen. Das verhieß ihm dieser endlich nach langem Zögern, ungern genug.

Bald verbreitete sich die Nachricht, daß Don Raimund seine Vaterstadt und Spanien verlassen habe, weit umher, und gelangte auch nach Saragossa. Don Garcia hörte es mit Unmuth, denn nun war ihm der Gegenstand seiner Rache entrückt; Ines aber vernahm es mit großer Freude, in die sich nur der bittere Gedanke mischte, daß dieser tapfere, von Jedermann geachtete Ritter um ihrentwillen Vater, Vaterland und Freunde hatte verlassen müssen. Sie wagte es und bath Don Garcia, daß es ihr erlaubt werden möchte, jenen blutdürstigen Aufruf zurück nehmen zu lassen, indem es doch gar zu traurig sey, daß schon so mancher edle Ritter um ihrentwillen das Leben im Kampfe gegen den Grafen von Barcellona eingebüßt habe, und dieser nun selbst gezwungen würde, aus dem Hause seines Vaters und seinem angestammten Lande zu entfliehen, um sein Leben in Sicherheit zu setzen. Aber der Oheim schalt ihr Mitleid mit dem Mörder ihres Bräutigams als strafbar, bewies ihr, daß die Ritter, die um sie gekämpft hatten, ja nur ihrem freyen Willen und dem

Antrieb des Eigennutzes gefolgt seyen, und regte das Gemüth der Königinn in solchen Unwillen gegen Ines auf, daß diese, verzagt und betäubt von dem Zorn und den Schmähungen ihrer ersten und liebsten Freunde, zuletzt selbst anfing, sich für strafbar zu halten, und jede Regung des Mitleids für den unglücklichen Don Raimund wie einen bösen Gedanken zu ersticken suchte. So in immerwährendem Kampfe gegen ihr Gefühl, und freudenlos zwischen harten Verwandten, noch immer betrübt um den Verlust des Jugendgespielen, des Einzigen, der sie verstand, und Geduld und Liebe für sie hatte, wünschte sie nichts sehnlicheres, als in der Stille eines Klosters allem diesen Zwiespalt zu entgehen, und dort für die Seele des verstorbenen Freundes, und für die Bekehrung des verfolgten Feindes bethen zu können.

Dieser Feind war nun entfernt. Niemand wußte, wohin er gegangen war, und die Freyer der schönen Ines hatten eine weit schwerere Aufgabe, indem sie ihren Gegner erst in unbekannten Fernen aufsuchen und dann erlegen sollten, um mit seinem blutigen Haupte ihre Ansprüche auf die Hand und den Thron der Prinzessinn zu bewähren. So vergingen Monathe an Mo-

nathen, und reihten sich zu Jahren, und der Graf von Barcellona ward nicht gefunden. Ines reifte heran, ihre vorher kindlichen Reize entfalteten sich in voller Jugendblüthe, und wie auch ihr Geist sich mehr entwickelte, fühlte sie die Beschränkung lebhafter, in welcher ihr Oheim sie in jeder Rücksicht hielt, und sie würde Alles angewendet haben, sich davon zu befreyen, wenn nicht Liebe und Schonung für eine kränkelnde Mutter sie davon abgehalten hätten. Die Fürsten und Ritter, denen der Thron und Besitz der Prinzessinn von Arragonien noch immer als ein jedes Bestrebens werthes Ziel erschien, dachten nicht also, und Viele meldeten sich nacheinander und forderten, da nun einmahl jene wunderliche und grausame Bedingung zu erfüllen nicht möglich sey, geradezu als Freyer die Hand der Prinzessinn. Es waren viele tapfere, edle Männer darunter, Viele, deren Macht oder persönliche Eigenschaften sie zu wünschenswerthen Gatten für die Erbinn des schutzlosen Throns machten; aber Don Garcia wollte von keiner Vermählung seiner Nichte, von keiner Abtretung der Gewalt hören, und so wurde jener alte Ausspruch wegen des fast vergessenen Grafen von Barcellona nach Jahren wieder hervorgezo=

gen, und von Neuem als Schreckbild hingestellt, jeden Bewerber abzuhalten.

Nun zogen Einige aus, das Unmögliche zu bewirken, den verrufenen Feind in allen Ländern aufzusuchen, und entweder sichere Kunde von seinem Tode, oder seinen Kopf zurückzubringen, während Andere, minder geduldig oder zuversichtlicher auf ihre Macht, laut einen Widerruf der thörichten Bedingung forderten, und im entgegengesetzten Falle mit Gewalt der Waffen die Schmach der abschlägigen Antwort zu rächen drohten. Don Garcia, im Vertrauen auf den Muth seines Volkes und seiner Feldherrneigenschaften, blieb ungeschreckt von diesen Drohungen, und wirklich gelang es ihm, ein paar Fehden, die ihm von benachbarten Fürsten um den Besitz seiner Nichte gemacht worden waren, rühmlich und siegreich zu endigen, wodurch sowohl seine Zuversicht wuchs, als auch der Gedanke sich immer mehr befestigte, so lange er lebe, die Zügel der Regierung nicht mehr fahren zu lassen.

So waren endlich sieben lange Jahre vergangen, und die Prinzessinn, welche, kaum der Kindheit entwachsen, schon das Augenmerk aller Spanischen Jünglinge gewesen, um deren

Besitz so Vieles gethan, gestrebt, gelitten und so manches edle Blut geflossen war hatte unvermählt nun dreymahl sieben Sommer gesehen. Ihr größtes Glück schien ihr bey dem Schicksal, dem sie sich nicht entziehen konnte, daß ihr Herz noch für Keinen von all' den Freyern, die sich um ihre Hand gemeldet, auch nur das Geringste gesprochen hatte, und also in dieser Rücksicht kein zerstörtes Glück für sie zu betrauern war. Nur zwey Erinnerungen standen aus früherer Zeit etwas heller vor ihrem Sinn — Sancio's Bild, das in stiller Wehmuth in ihr lebte, und das Andenken an den unglücklichen Don Raimund, und seine heftige treue Liebe für sie. Nicht ungern rief sie sich oft diese Erinnerung zurück, sie sah noch den Grafen am Tage jenes unseligen Turniers in seiner dunkeln Rüstung hoch auf dem Rappen, sah ihn alle seine Gegner überwinden, aber seine Züge sich vorzustellen war ihr unmöglich. So oft sie auch strebte, sich dieselben zurückzurufen, trat das Bild des Pilgergreises im Garten mit den buschigen, grauen Augenbraunen über den jugendlich blitzenden Augen vor sie, und Alles das aus so dämmriger Ferne der Vergangenheit, daß ihr nur der einzige helle Gedanke blieb, wie sie keinen Ritter

gesehen habe, der mit Don Raimund an Schönheit, Edelsinn und Tapferkeit zu vergleichen gewesen wäre.

Don Garcia's Siege hatten auf eine Weile die Freyer der schönen Ines abgeschreckt, und diesen in seinem Stolz und Eigenwillen bestärkt. Drückender als jemahls, ließ er sowohl seiner Nichte, als den Großen des Landes und den angränzenden Fürsten die Last seiner Gewalt fühlen, und es konnte nicht fehlen, daß ihm ein solches Betragen erst Furcht, dann Haß, und zuletzt offenbare Feindschaft zuzog. Die lange geduldet hatten, wurden endlich ermüdet, und ein paar Maurische Fürsten, seine Nachbarn, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, in sein Land zu fallen, und ihn mit Erfolg zu bekämpfen.

Diese blieb nicht lange aus. Der König von Castilien schickte eine glänzende Gesandtschaft, um für seinen Sohn und künftigen Thronerben die Hand der Prinzessinn von Arragonien zu begehren. Ines nahm diese Bothschaft wie so viele vorhergehende mit Gleichgültigkeit auf, und zog Erkundigung über den Prinzen ein, der ihr Gemahl, der Gefährte ihres Lebens werden sollte. Man brachte ihr sein Bild, bestochene und un-

partheyische Menschen berichteten über ihn; aber Alles, was jene in Lob und Schmeicheleyen hüllten, was diese mit unbefangenem Sinn aussagten, und was die Züge des Gemähldes versprachen, zeigte von einem so widrigen Gemüthe unter einer so unangenehmen Hülle, daß Ines zum ersten Mahl seit Sancio's Tode den Oheim dringend bath, nur dießmahl mit Ernst und Strenge auf der sonst so gehaßten Bedingung zu bestehen. Es bedurfte dieser Bitte nicht. Don Garcia war längst entschlossen, die Absichten eines Freyers zu zerstören, der seiner Macht und seiner Nähe wegen einer der furchtbarsten Gegner schien. Es wurde also in der feyerlichen Audienz der Gesandte von Castilien hereingeführt, Ines erkannte mit Schrecken in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit dem Portrait des Prinzen und diesen selbst in dem vorgeblichen Bothschafter. Sie erblaßte, aber über des Prinzen Züge ergoß sich freudiges Roth, als er die Schönheit derjenigen erblickte, die zu der glänzenden Morgengabe eines Thrones so viel Liebreiz und Anmuth fügte. Die Wirkung dieses Eindrucks war sichtbar in seinem Benehmen. Vergebens strebte er, seine Fassung zu behaupten; die wohleingelernte Rede entfiel seinem Ge-

dächtnisse, sein Blick blieb auf der Fürstinn haften und er vermochte kaum einige unzusammenhängende Worte zu stottern. Don Garcia, welchen die ganze Bothschaft, das widrige Äußerliche des Gesandten und noch mehr die Wahl eines so ungeschickten Unterhändlers, die ihm ein Zeichen der Geringschätzung von Seite des Castilianischen Hofes schien, erbittert hatten, erklärte höflich, doch bestimmt, daß es der Prinzessinn und ihren Vormündern unmöglich sey, von dem einmahl ausgesprochenen und heilig beschworenen Worte abzugehn, daß sie zwar gar keine Einwendung gegen die Person des Thronerben von Castilien machen könnten, daß sie aber zu ihrem eigenen Mißvergnügen auf der Bedingung bestehen müßten, um derentwillen schon so mancher wohlverdiente Bewerber abgewiesen worden sey, und die Fürstinn ihre Hand nur dem reichen dürfe, der ihr das Haupt des Grafen von Barcellona überbringen werde.

Der Prinz von Castilien hörte diese Antwort mit kaum verhaltenem Grimm, und ohne den Oheim einer Gegenrede zu würdigen, wandte er sich gerade zu an Ines selbst und fragte sie mit sichtlichem Trotz, ob dieser Ausspruch auch ihr Wille wäre? Diese Frage, so wie Alles, was

sie bis jetzt gesehen hatte, beleidigte die Prinzessinn. Sie erhob sich und sagte: Ja, mein Herr Abgesandter, es ist mein ernstlicher und unwiderruflicher Entschluß. Nur dann, wenn Euer Herr, der Prinz von Castilien, den Grafen von Barcellona besiegt haben wird, werde ich demselben meine Hand reichen. Ihr haßt also diesen Grafen so unversöhnlich? fragte der verstellte Gesandte. Ob ich ihn hasse, oder nicht, ziemt Euch nicht zu fragen, noch mir zu beantworten, erwiederte die Prinzessinn mit Würde: Genug, Ihr, oder Euer Herr wißt nun die Bedingung, und ist er gesonnen, sich darauf einzulassen, so mag er hinziehen, den Grafen aufzusuchen und als Ritter sein Wort zu lösen.

Und wo hält dieser Graf von Barcellona sich auf? fragte der Gesandte.

Das ist mir nicht bewußt, aber es ist die Pflicht des Ritters, der sich dieser Bedingung unterzieht, sich auch nach der Möglichkeit umzusehn, wie er sie erfüllen könne.

Ha! Das heißt ein schmähliches Spiel mit ehrlicher Meinung und fürstlichem Worte treiben! rief der Castilianer. Ihr wißt nicht einmahl, wo Euer Feind sich aufhält, und wer Eure Hand begehrt, soll erst die weite Welt

durchziehn, um Eure Rache an einem Menschen zu befriedigen, der vielleicht längst nicht mehr lebt? Es ist deutlich, wohin Eure Absicht bey dieser Bedingung geht. Ihr wollt nicht. So hört denn den letzten unwiderruflichen Ausspruch meines Herrn und Königs: Entweder die Prinzessinn von Arrogonien reicht dem Sohne meines Herrn ohne weitere Bedingung alsogleich ihre Hand, oder sie sey gewärtig, die Rache desselben zu empfinden, indem der König entschlossen ist, eine abschlägige Antwort mit den Waffen zu rächen und die stolze Erbinn von Arragon, die ihren Thron nicht mit ihm theilen wollte, zur Unterthaninn und Sclavinn zu machen.

Bey diesen Worten, die, mit höchster Erbitterung gesprochen, die unangenehmen Züge des Prinzen noch widriger erscheinen machten, fuhr Don Garcia außer sich vor Zorn empor und rief: Wohlan denn! So sey Krieg! Nimmermehr werde ich diesen Trotz dulden, und jetzt könnte der Prinz von Castilien das Haupt des Grafen von Barcellona in diesem Augenblick zu den Füssen der Prinzessinn niederlegen, so würde sie ihm jetzt und immer versagt bleiben.

Der Prinz konnte sich bey dieser Rede kaum so weit bändigen, daß sein ungestümer Zorn

sich nicht verrieth. Noch einmahl wandte er sich an Ines und fragte: ob auch Sie diesem Ausspruche beystimme? Ines schauderte. Die Möglichkeit, des Oheims Worte, diese schreckliche Bedingung wirklich einmahl erfüllt, und das Haupt des unglücklichen Verfolgten vor sich sehen zu müssen, ergriff ihr Herz mit Wehmuth und Schrecken, und machte ihr den Prinzen vollends unausstehlich. Sie schwieg einen Augenblick, und mit traurigem Ernst sagte sie hierauf: Meldet dem König, Euerm Herrn, Ines fürchte keine Drohung, und wenn es dem König wirklich gelingen sollte, ihr Heer zu überwinden, so sollte er doch versichert seyn, daß ihr Sinn niemahls überwunden werden könne. Hiermit wandte sie sich um, und tief betrübt von Allem, was sie gehört hatte, ging sie in ihre Gemächer zurück. Der Prinz von Castilien aber verließ auf der Stelle Sarragossa, und bereitete mit einem Herzen, von Liebe und Rachgier glühend, Alles zur Bekämpfung der geliebten und gehaßten Feindinn.

Auch Don Garcia versäumte nichts, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und den erbitterten Feind wohlgerüstet zu empfangen. An alle Vasallen erging sein Befehl, alle festen

Schlösser wurden untersucht, mit Mannschaft und Vorräthen versehen, die Mauern der Städte ausgebessert, neue Wälle aufgeführt, kurz Alles in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt. Ines sah seufzend diese Zurüstungen, die um ihrentwillen zwey blühende Länder zu verheeren drohten; aber sie blieb fest bey ihrem Entschluß, ihren Unterthanen keinen Gebiether zu geben, der so gesinnt sey, wie dieser Prinz von Castilien, und lieber das Äußerste zu wagen, als sich diesem Wütherich zu unterwerfen. Manchmahl beschlich sie dann, wenn sie in tiefem Sinnen durch die Alleen des königlichen Gartens spazierte, ein Bild aus der Vergangenheit. Sie dachte jener letzten Zusammenkunft mit Don Raimund, und wie edel dieses starke, treue Herz den Haß und die Rache getragen, die man unverschuldeter Weise auf dasselbe geladen, wie er sogar seinen Vater mit einem Eid verpflichtet, das Unglück seines Sohnes nicht an der Urheberinn desselben zu rächen, und sie seufzte tief über die Härte ihres Oheims, über ihre Verhältnisse und über den wilden Prinzen von Castilien, der so ganz anders gesinnt war, als Don Raimund.

Indessen rückten die Kriegsschaaren der Ca-

stilianer heran. Don Garcia ging ihnen mit seinen Truppen entgegen, und es gelang ihm abermahls, den Feind zu schlagen, und aus den Gränzen Arragoniens zu vertreiben. Jubelnd empfingen ihn die Bewohner von Sarragossa, und Ines hoffte die drohende Gefahr für dießmahl abgewendet zu sehn; aber der Infant von Castilien gab seine Wünsche auf den Besitz der schönen Ines nicht so bald auf.

Er vernahm mit Grimm die Nachricht der ersten Niederlage, schob alle Schuld auf seine Feldobersten, und, durch den Widerstand zu noch höherer Wuth entflammt, rüstete er ein neues viel stärkeres Heer, stellte sich selbst an die Spitze desselben, reizte die benachbarten Maurenfürsten auf, die günstige Gelegenheit zu benützen, wußte sich durch Unterhändler einen Weg zu den mißvergnügten Großen von Arragon zu bahnen, und ehe Garcia es sich versah, schlug die helle Kriegsflamme nicht allein rings um sein Land, sondern selbst im Innern desselben empor. Aber Garcia verlor mit dem Glück nicht den Muth, sein fester Sinn sann auf Rath und Mittel, und der lebendige Entschluß, nimmermehr zu weichen, und durch keine Gefahr sich zum Nachgeben zwingen zu lassen, gab ihm mehr als ge-

wöhnliche Kraft, und beseelte die treugebliebenen Schaaren mit unbezwinglichem Heldenmuth. Von allen Seiten rückten die Feinde heran. Einige seiner mächtigsten Vasallen hatten schändlich seine Fahnen verlassen, und sich zu den fremden Völkern geschlagen. Garcia blieb unerschüttert, er begegnete dem Feind überall mit Besonnenheit, und lange Zeit that er allen auf ihn eindringenden Stürmen kräftigen Widerstand. Wären seine Großen ihm treu geblieben, er hätte über alle seine Feinde zuletzt den Sieg davon getragen; aber die innere Zwietracht löste die Bande seiner Macht, Ein Beyspiel der Treulosigkeit zog das andere nach sich, die Zahl der Feinde wuchs ums doppelte, wie die Zahl der Seinen sich verminderte, eine feste Burg ergab sich nach der andern, theils durch Verrath, theils von Übermacht gezwungen. Schon war der größte Theil des Landes in den Händen des fremden Feindes, oder einheimischer Verräther, und in einer Schlacht, in der der kleine ihm treue Haufe mit Löwenmuth stritt, und er selbst Wunder der Tapferkeit that, stürzte er, von einem feindlichen Wurfspieß getroffen, vom Pferde, und alle Liebe und Anstrengung der Seinigen, die größ-

ten Theils kämpfend neben ihm starben, vermochte nicht, den verwundeten Fürsten der Gefangenschaft des erbitterten Siegers zu entreißen. Nach langen fruchtlosen Versuchen zog sich endlich das Arragonische Heer, zwar geschlagen, aber in guter Ordnung zurück, und brachte die unglückselige Nachricht nach Sarragossa.

Die Königinn, schon längst gebeugt, und im Innern aufgerieben durch alle vorhergegangenen Gefahren und Ängsten, unterlag der Nachricht von der Gefangenschaft und dem wahrscheinlichen Tode eines Bruders, den sie über Alles liebte, und Ines hatte binnen drey Tagen den Verlust ihres Beschützers, und den Tod ihrer Mutter zu beweinen. Zugleich erschien eine Bothschaft vom Infanten von Castilien, worin er der verwaisten Prinzessinn antrug: Wenn sie sich sammt ihrem Lande der Gnade des Überwinders unterwerfen, und jene tolle Bedingung widerrufen wolle, so würde er das Geschehene vergessen, sie auf seinen Thron erheben, und ihren Oheim freygeben; sollte sie sich aber noch ferners weigern, so schwöre er, von keiner Versöhnung mehr etwas wissen zu wollen, Arragonien zu verheeren, Sarragossa zu zerstören, und sie sammt ihrem Oheim als

Sclaven an seinen Thron zu schmieden. Ines vernahm diese Bothschaft, aber sie wurde dadurch nicht erschreckt, vielmehr schien die Größe der Gefahr und die mißliche Lage, in der sie sich befand, ihr neue, vorher nicht gekannte Kräfte zu geben. Sie berief schnell die wenigen treu gebliebenen Vasallen, sie berathschlagte mit ihnen, und Alle erstaunten über den Geist und den Muth, den diese junge Fürstinn in diesen wichtigen Angelegenheiten zeigte. Ihre Trauer, ihre Schönheit, ihre Gefahr und ihr Heldensinn begeisterten die Ihrigen, sie gelobten ihr Treue bis in den Tod und beschworen sie, sich nicht zu ergeben, und auf den Muth und die Standhaftigkeit der Ihrigen zu bauen. Von nun an war Ines die Seele aller Anstalten, aller Verhandlungen. Mit reifer Überlegung erschien sie im Rath, gewaffnet zeigte sie sich, wenn es nöthig war, bey ihren Kriegern, flößte Allen Zuversicht und Freudigkeit ein, und der Infant erfuhr zu seinem größten Verdruß, daß er mit der Gefangennehmung des gefürchteten Don Garcia bey Weitem seine Feinde noch nicht ihres Hauptes und ihres Schutzes beraubt hatte. Um so wüthender und mächtiger ließ er nun von allen Seiten das geängstete Land und die

Hauptstadt bedrängen. Bald waren die blühendsten Fluren eine weite Wüste, die Feindesschaaren rückten immer näher, und schon erblickte man von den Thürmen Sarragossa's die Rauchsäulen der verheerten Dörfer, die die Annäherung der feindlichen Heere ringsherum bezeichneten, schon erschienen in Staubwolken die Armeen selbst, schon schlugen sie ihre luftigen Lager auf im Angesichte der unglücklichen Stadt, die nun bald Alles war, was Ines noch von ihrem väterlichen Reich und von Vertheidigungsmitteln besaß.

Nun war Sarragossa beynahe umringt, das Castilianische Heer, verstärkt durch die abgefallenen Großen des Landes, lagerte in seinem Angesichte, auf den nächsten Höhen erblickte man die langen dunkeln Reihen der Maurischen Gezelte, und schon fingen Einige an, die Hoffnung aufzugeben und zu einer Capitulation zu rathen, so lange die noch ungebrochene Kraft ihnen Anspruch auf leidliche Bedingungen gäbe. Schaudernd hörte Ines diese Stimmen sich erheben, und der Gedanke an den Untergang ihres Glücks und ihres Landes, sie möchte dem Tyrannen auf diese oder jene Art in die Hände fallen, erfüllte sie mit Entsetzen. In diesen Au-

genblicken der höchsten Bedrängniß stürzte ein athemloser Bothe in den Saal der Versammlung und meldete, daß man eine neue Staubwolke von Osten her sich wälzen sähe, die die Ankunft noch eines kriegerischen feindlichen Haufens verkünde. Alles war bestürzt, Ines erblaßte. Sie sah ihr Schicksal voraus, und keine andere Aussicht, als, um das Leben und die Habe ihrer Unterthanen zu retten, sich dem Sieger zu unterwerfen. Man eilte auf die Thürme der Stadt, und entdeckte eine kleine Schaar, die mit Castilianischen Fahnen und Zeichen von den Höhen herabkam und zu dem übrigen Heer stossen zu wollen schien. Ein paar Reiter sprengten aus dem Haufen hervor bis nahe an die Stadtmauern, Einer schoß einen Pfeil ab, der Pfeil flog über die Mauer, und ein Zettel, der daran befestigt war, zog die Aufmerksamkeit der Umstehenden an sich. Er war an die Prinzessinn gerichtet, und wurde sogleich überbracht. Er lautete also:

»Der König von Frankreich, Eurer Noth
»kundig, sendet Euch Hülfe. Zweytau-
»send Schützen sind im Gebirge versteckt,
»und harren Eures Befehls. Laßt die
»Besatzung morgen einen Ausfall ma-

»chen, und seyd unserer Unterstützung
»gewiß.«

Der Feldhauptmann des Königs,
Ritter von Montauban.

Die Prinzessinn hielt erstaunt, erfreut und verlegen den Zettel in ihrer Hand. Diese unerwartete und unerbethene Hülfe, die sonderbare Art, wie sie angekündigt wurde, Alles war ganz geeignet, mehr Mißtrauen als Zuversicht einzuflößen. Indessen ließ sie auf der Stelle ihre Feldobersten, so wie die Häupter der Stadt zusammen berufen, und trug ihnen den Fall vor. Die Stimmen waren getheilt. Manche zeigten sich geneigt, dem unbekannten Helfer zu glauben, bey Weitem die Meisten riethen zur Vorsicht, indem sie es für eine List und einen Fallstrick des Feindes hielten. Da erboth sich Einer der Ritter diese Nacht verkleidet aus der Stadt zu gehen, durch die Feinde durch bis in die Berge zu schleichen, und sichere Kunde von der Beschaffenheit der versprochenen Hülfsvölker zu bringen. Das kühne Anerbiethen ward angenommen, und mit einbrechender Nacht der Ritter, als Landmann verkleidet, aus der Stadt entlassen.

Noch ehe der Tag seinen Weg erhellen und

ihn dem lauernden Feindesposten verrathen konnte, ertönte das mit ihm verabredete Zeichen. Die Pforte ward aufgethan, und der Späher, dessen freudefunkelnder Blick nur Gutes kündete, alsogleich zur Fürstinn geführt. Er war im Gebirge gewesen, er hatte den Ritter von Montauban und seine Schaaren gesehen und gesprochen, er war von seinem Betragen, von seiner Ergebenheit für die Fürstinn ganz bezaubert, noch mehr aber von der Besonnenheit und kriegerischen Erfahrung, womit er Alles entworfen und aufs Beste eingeleitet hatte. Neuer Muth und Freudigkeit beseelten nun die kleine Heldenschaar in der Stadt, und zu einem entschlossenen Ausfall wurden alle Anstalten gemacht.

Nicht sobald hatten die Thore sich geöffnet, und die treuen Arragonier im Felde gezeigt, als die Castilianer mit wildem Grimme heranstürmten, und den kleinen Haufen zu umringen drohten; aber mitten in der Hitze des Gefechts, als sie sich schon Meister vom Schlachtfelde glaubten, fühlten sie sich von dem Ritter von Montauban mit seinen Schaaren im Rücken angefallen. Dieser Angriff, dieses Einstürmen war unwiderstehlich, des Ritters Schwert säete Leichen, nichts konnte vor ihm bestehn, und Er

allein schien ein Heer zu gelten. Überall flog er hin, wo die Gefahr am größten war, und überall war sie verschwunden, wo er sich zeigte. Auch die Besatzung, von dieser Unterstützung ermuthigt, kämpfte mit verdoppelter Kraft, und so, von zwey Seiten gedrängt, wichen die Castilianer zuerst, warfen sich dann in eine unordentliche Flucht, und erreichten nur mit großem Verlust ihr Lager; die siegreiche Besatzung aber und die Schaar des fremden Ritters zogen triumphirend in die Stadt ein.

Die Prinzessinn befahl sogleich, den Herrn von Montauban zu ihr zu führen, damit sie ihm danken und ihn um seinen fernern Beystand bitten könne. Er erschien vor ihr, noch vom Staub der Schlacht bedeckt, aber mit enthelmtem Haupte, eine edle Gestalt, näher dem Mann als dem Jüngling, mit bedeutenden Zügen, die in blühender Jugend lieblich gewesen seyn mußten. Jetzt herrschte ein finsterer Ausdruck von Schwermuth in diesen dunkeln Augen, und eine tiefe Narbe über der Stirn, die sich fast bis an die Augenbraunen zog, gab dem Gesicht kriegerischen Ernst und männliche Würde. Er trat ein — blieb einen Augenblick stehen — schien sich zu fassen, näherte sich dann mit Anstand, ließ sich auf

ein Knie vor Ines nieder und ergriff ihre dargebothne Hand, um sie an seine Lippen zu drücken. Es schien der Prinzessinn, als zittere die Seinige, indem er es that, und sie schrieb es der Ermüdung der Schlacht zu; daher, sobald sie ihm eben so herzlich als würdevoll gedankt hatte, bath sie ihn aufzustehen, und neben ihr Platz zu nehmen, da es ihrem Retter wohl zieme, sich in ihrem Pallast als in seiner Heimath zu betrachten.

Montauban erhob sich. Er stand vor der Prinzessinn, sein Auge ruhte auf ihrer Gestalt, aber er sprach noch immer nicht, und es schien, als hemme eine übergroße Bewegung in seinem Innern jeden Laut, den seine Lippen vorzubringen strebten. Die Prinzessinn sah ihn besorgt an. Was fehlt Euch, Herr Ritter? sagte sie: Mich dünkt, Ihr seyd nicht wohl — Ihr leidet —

Nein! rief der Fremde jetzt mit einer sanften Stimme, die angenehm in Ines Ohren klang: Nein, unvergleichliche Fürstinn! Ich leide nicht; vielmehr bin ich so glücklich, als ich lange nicht mehr zu werden hoffte. Entschuldiget mein ungeziemendes Betragen mit der Unerfahrenheit eines Kriegers, der seit Jahren nichts als Schlachten und Lager kennt, und verzeiht,

wenn ich Etwas gethan, das Euer Mißfallen erregen konnte!

Ines antwortete freundlich auf diese Rede, dann aber wies sie dem Ritter zum zweyten Mahl den Platz neben sich an, und wie er sich nach und nach zu fassen schien, kehrte seine Besinnung zurück, und die heutige Schlacht und die Anstalten zu künftigem kräftigen Widerstand waren der Inhalt eines lebhaften Gesprächs zwischen der Fürstinn, einigen ihrer Großen und dem fremden Ritter.

Die Prinzessinn bemerkte nach einer kleinen Weile, daß Ruhe und Erhohlung dem Ritter nothwendig seyn würde, sie bath den edlen Diego, ihn in die für ihn bereiteten Gemächer zu führen, und behielt sichs vor, den folgenden Tag über der Tafel seinen Rath und seine Meinung zu hören. Noch einmahl reichte sie ihm beym Abschiede die Hand, und eine flüchtige Gluth, die sein Gesicht in dem Moment überzog, wo seine Blicke denen der Prinzessinn begegneten, erregte seltsame und nicht unangenehme Gedanken in ihr.

Montauban wurde nun zu allen Rathsversammlungen gezogen. Sein lebhafter Geist, seine kriegerische Erfahrung, noch mehr aber die gren=

zenlose Ergebung, mit der er die Sache der bedrängten Fürstinn zu seiner eigenen machte, gaben der Lage der Dinge bald eine andere Wendung. Es war jetzt weder von Übergabe noch Unterwerfung mehr die Rede, vielmehr wuchs Allen mit dem Muth die Hoffnung, und sie sahen die Möglichkeit vor sich, nicht allein jetzt nicht zu unterliegen, sondern den übermüthigen Feind wieder aus ihren Gränzen zu treiben, und frey und unbesiegt unter ihrer Fürstinn in angeerbten Sitten zu leben. Bald gelang es ihnen unter der Anführung ihres neuen Feldherrn, dem einmüthig von Allen der Oberbefehl übertragen wurde, die Feindeshaufen aus der Nähe der Hauptstadt wegzudrängen. Bald athmeten die Bewohner Sarragossa's wieder freyer, als ringsum in der Fläche und auf den Höhen keine feindlichen Gezelte mehr zu sehen waren, und mit jedem Schritt Landes, den sie dem Gegner wieder abgewonnen, sich die Zahl ihrer Mitstreiter mehrte, und der kleine Haufe an muthigen Kämpfern wuchs, die, des eben erlittenen Druckes noch eingedenk, Alles daran setzten, um nie wieder in gleiche Noth zu gerathen.

Ines fühlte tief die Verbindlichkeit, die sie dem fremden Ritter hatte, den bloß die Erkennt-

niß ihres Rechts und Mitleid mit ihrer Lage bewogen hatten, den König von Frankreich für sie zu gewinnen, und den Befehl über die zugesandten Hülfstruppen zu übernehmen. Aber es war nicht diese Dankbarkeit allein, die ihr den Herrn von Montauban wichtig machte; es lag noch ein eigner Reiz in dem düstern und doch milden Betragen des Fremden, in der ergebenen und zugleich scheuen Art, mit der er sich gegen sie betrug, in dem Ton seiner Stimme, der wie ein Wiederhall aus frühern schönen Tagen in ihrer Seele klang, und ihr immer eine unerklärliche aber angenehme Regung erweckte. Im Anfang seiner Anwesenheit war er beständig in Sarragossa gewesen. Sie hatte, so oft es Geschäfte und Wohlstand verstatteten, seines Umgangs genossen, sie war ihm gut aber ganz ruhig gewesen. Jetzt, wo der Feind, durch seine Tapferkeit verdrängt, sich von der Hauptstadt zurückgezogen hatte, und nun der Schauplatz des Krieges entfernter war, gab es öftere und längere Abwesenheiten, und Ines fing an zu fühlen, daß sie nicht bloß den Rath des verehrten Beschützers, sondern auch den Umgang des liebenswürdigen Freundes schwer vermisse, daß sie nicht mehr allein um den Ausgang des Gefechts, son-

dern auch um das Leben ihres Retters besorgt sey, und die lebhafte Freude, mit der sie ihn jederzeit empfing, wenn er mit neuen Lorbeern, die er für sie erworben, nach Sarragossa zurückkam, und das wunderbar mit Trauer gemischte Entzücken, das dann in seinen Blicken sich mahlte, zogen unvermerkt und leise ihr Herz immer fester an ihn.

Der Infant von Castilien sah mit Wuth die Fortschritte seiner Feinde und die vereitelten Hoffnungen seiner Rache und Liebe. Er war von Allem genau unterrichtet, und nun wendete sein Zorn sich gegen denjenigen, dessen Arm und Rath ihm den beynahe erlangten Sieg entrissen hatten. Den Ritter von Montauban lebendig oder todt in seine Macht zu bekommen und alle seine Rachlust an diesem Gegner zu kühlen, war das Ziel seines Strebens, und er verschmähte keine Mittel, um es zu erreichen. Montaubans Muth und Geistesgegenwart machten jeden offenbaren Angriff, die Liebe seiner Soldaten jede Verrätherey zu nichts; aber das Herz der Fürstinn wurde durch die Gefahr ihres Retters noch lebhafter bewegt, und mit doppelter Angst sah sie ihn nun sich rüsten und ausziehen. Ihre Ahndung hatte sie nicht betrogen. Auf einem Ritte,

den er, nur von Wenigen begleitet, unternahm, um die Stellung des Feindes zu erforschen, wurde er von einem Schwarm Feinde, der im Hinterhalte gelauert hatte, plötzlich angefallen, und nur seine und seiner Begleiter Tapferkeit entriß ihn dem Tode oder der Gefangenschaft; aber er wurde bedeutend verwundet, und so, auf den Schildern seiner Leute getragen, brachte man ihn nach Sarragossa zurück. Ines erschrack tödtlich, sie befahl, den Ritter sogleich in den Pallast zu bringen, und erklärte, daß sie selbst seine Pflege übernehmen werde, da sie, wie alle Frauen jener Zeit, in der Wundarzneykunst wohl erfahren war, und diese Sorgfalt ihr für einen Helden, dem sie und das ganze Land ihre Rettung dankten, nicht zu weit getrieben schien. Montauban hörte diesen Befehl der Fürstinn, ein glühendes Roth flog über sein bleiches Gesicht, und es schien, als ob auf einige Augenblicke seine Erschöpfung und seine Schmerzen verschwunden wären. Man brachte ihn in ein Zimmer des Pallastes, und hier, auf einem Ruhebett liegend, erwartete er die Ankunft seines huldvollen Arztes. Die Prinzessinn trat ein, mit hochschlagendem Herzen, ängstlich zitternd, von einigen ihrer Frauen begleitet. Der Ritter

wollte sich erheben, um sie zu begrüßen und ihr zu danken. Sie winkte ihm, ruhig zu bleiben, und versuchte es, ihm ihren und ihres Volkes Dank für seine Treue und seinen Muth zu bringen; aber sie war zu verwirrt, zu sehr von dem ergriffen, was sie vor sich sah, um mehr als einzelne Worte hervorbringen zu können. Nun fing sie an, nach der Wunde zu forschen. Sie war am Oberarm, tief, jedoch nicht gefährlich, und nur Blutverlust und innere Bewegung hatten den Ritter so sehr erschöpft, daß er einer Ohnmacht nahe war. Ines sah es, und dieser Anblick vermehrte ihre Verwirrung. Kaum war sie im Stande, die Wunde zu behandeln und den Verband zu endigen, indeß ihre Frauen sich bemühten, durch stark duftende Essenzen des Ritters Bewußtseyn zu erhalten. Nur abgebrochene Worte, nur Seufzer entflohen Beyder Lippen, aber Ines vermochte ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten. Montauban sah sie fließen, er raffte sich empor, wollte zu ihren Füßen stürzen, und sank zurück. Ines schrie laut, sie umfaßte erschrocken den Sinkenden, er schlug das matte Auge auf. — O, wie süß ist dieser Tod! lispelte er leise. Ines winkte ihm zu schweigen, sie faßte seine Hand zwischen ihre beyden Hände

und beschwor ihn, sich ruhig und still zu verhalten, weil nur hiervon seine Genesung, und von dieser ihres Landes Glück abhänge. Sie nannte ihr Land, aber der Blick ihrer nassen Augen schien dem Ritter zu sagen, daß es das Glück ihres Lebens sey. Er verneigte sich stumm, zog ihre Hand in heftiger Bewegung an seine Brust — ließ sie dann plötzlich fahren und rief mit Anstrengung: Ach, wenn ich nur nicht bald ein Gegenstand Eures Hasses werde, wie ich jetzt ein Gegenstand Eures Mitleids, Eurer Güte bin!

Welche finstern Gedanken? antwortete Ines: Wie verfallt Ihr auf solche Träume? Es ist unmöglich, daß ich und meine Unterthanen jemahls vergessen, was wir Euch schuldig sind, daß je unser Dank und mit ihm unser inniger Antheil an Eurem Wohle aufhöre. Darum widerstrebet mir nicht, die ich Euch als Euer Arzt zu befehlen habe! Beruhigt Euch, verbannt die finstern Vorstellungen, die Eure Seele ängstigen, und die bloß Wirkung Eurer Entkräftung sind, und öffnet Euer Herz den schönen Hoffnungen, zu denen Ihr uns Alle durch Eure Thaten berechtigt! Für jetzt aber bleibt ganz stille und ruhig, und sobald Ihr einer Aufhei-

terung fähig seyd, wird es meine liebste Pflicht seyn, Euch so wenig als möglich zu verlassen, und für die Heilung nicht bloß Eurer Wunde, sondern auch Eures Gemüthes zu sorgen. Bey diesen Worten drückte sie leise die Hand des Ritters, legte ihm, der von Neuem Etwas sagen wollte, mit unbeschreiblicher Freundlichkeit den Finger auf die Lippen, und entfernte sich mit ihren Frauen, indem sie zwey ihrer Hofleute zurückließ, die abwechselnd dem Ritter Gesellschaft leisten, und für alle seine Bedürfnisse sorgen mußten. Sie ging und Montauban blieb mit seinen Gefühlen, seinem Bewußtseyn und seinen Hoffnungen allein.

Mehrere Tage hielt die innere Unruhe, die den Ritter bewegte, und die durch die huldvolle Behandlung der Prinzessinn eher vermehrt als gestillt zu werden schien, seine Genesung auf, und die Sorge um sein Leben zeigte sich in ihrem blassen Gesichte, in ihren kummervollen Blicken. Auch klangen manche seiner Reden so, als ob er diese Genesung nicht einmahl wünsche, als ob unter der milden Pflege und in der Nähe der Fürstinn zu sterben sein geheimer Wunsch sey, und jede solche Äußerung verstärkte die zarten Bande, die die Prinzessinn an den verehr-

ten Mann zogen, der so unglücklich schien, und dem sie so viel zu danken hatte. Endlich siegten treue Pflege und ungeschwächte Kraft, Mantauban fing an sich zu erhohlen, und Ines hielt treulich Wort. Immer von einer oder zwey ihrer Damen begleitet, war sie, so viel als möglich, bey ihm, bald verkürzten Gespräche und Erzählungen, bald Saitenspiel und Gesang die Stunden. Nach einigen Tagen konnte Montauban zu Ines großer Freude schon sein Lager verlassen und bald darauf zwar noch keine Waffen tragen, aber bereits wieder an allen Überlegungen und Maßregeln für den künftigen Gang des Krieges Antheil nehmen. Mit seiner Genesung kehrten Heiterkeit und Leben auch auf die Wangen der Fürstinn zurück, und tausend kleine Sorgen und Aufmerksamkeiten, die sein Zustand nöthig machte, wurden zu tausend Fäden, die ihr Herz still aber innig an ihn banden.

Oft war schon bey traulichen Unterredungen das Gespräch auf die vergangenen Zeiten gefallen, und endlich kam es einmahl auf jenes unselige Türnier, das der Anfang alles nachfolgenden Unglücks gewesen war, und auf das Schicksal des Grafen von Barcellona. Montauban schien dieß Gespräch nicht ohne Bewegung

zu hören, und Ines, besorgt für ihren Freund, war im Begriff, es zu unterbrechen, indem sie bemerkte, es könne ihn ein Gegenstand wohl nicht unterhalten, von dem er ganz und gar nicht unterrichtet sey.

Verzeiht, gnädigste Frau! fiel der Ritter von Montauban ihr lebhaft ein: Dieser Gegenstand ist für mich allerdings von großer Wichtigkeit, demn ich habe den Grafen von Barcellona sehr wohl gekannt.

Ihr habt ihn gekannt? rief Ines: O sagt mir, was war das Schicksal des Unglücklichen?

Dieses Wort aus Eurem Munde, gnädige Frau, gibt mir den Muth, Euch mehr zu sagen, als ich vorher nicht gewagt haben würde. Ja wohl unglücklich, recht sehr unglücklich war mein Freund!

Er war? rief die Prinzessinn mit Antheil: Ach Gott! Lebt er also nicht mehr? Es ging ein Gerücht —

Sein Leiden ist zu Ende, er starb in meinen Armen.

Nun, Gott sey seiner Seele gnädig! sagte Ines, faltete die Hände, und schlug ihre Augen wie bethend zum Himmel. Alles blieb einen Augenblick still. Und wie und wo starb

der Arme denn? fuhr sie fort. Erzählt mir, Ritter! So viel Bitteres dieser Mensch in mein Leben gegossen hat, kann ich doch unmöglich ihm mein Mitleid versagen. Er that es wider Willen, und er hat schwer gebüßt.

Ja wohl schwer und lange, gnädige Frau! Ihr wißt, welches Bild, und wie glühend es in seiner Seele lebte. Es hat ihn aus Spanien, es hat ihn durch das ganze Abendland, wo er unter fremden Nahmen ein ritterlich irrendes Leben führte, bis nach Palästina begleitet. Dort war er entschlossen, sich in den Orden der Templer zu begeben, und seine Kraft und sein Blut der Vertheidigung des heiligen Kreuzes und des Grabes Christi zu weihen. Ich war der Vertraute seines Kummers, ich allein erfuhr seinen Nahmen, sein Schicksal, und den Nahmen derjenigen, die ihn so schrecklich verfolgte, und die er so unaufhörlich liebte.

Ritter! unterbrach Ines hier den bewegten Redner: Vermengt ein schwaches Werkzeug nicht mit dem rachedürstenden Urheber eines grausamen Ausspruchs, und glaubt nicht Allem, was das Gerücht sagt!

Es ist jetzt das erste Mahl, erwiederte Montauban, indem sein großes Auge zur Erde sank,

und eine feine Röthe sein Gesicht überzog, daß ich hier in Sarragossa ein milderes Urtheil über meinen unglücklichen Freund fällen höre. Es würde seinen letzten Augenblick versüßt haben, wenn er hätte ahnden können, daß der unversöhnliche Zorn, von dem er sich verfolgt wußte, in der Brust des einzigen Wesens, dem sein ganzes Daseyn geweiht war, einer milderen Empfindung Platz gemacht habe.

Ines sah zur Erde nieder. Es war etwas in den Worten und dem Tone des Ritters, das ihr Innerstes bewegte. — Und wie starb Don Raimund? hub sie nach einer Weile an, und Montauban glaubte eine Thräne in ihrem Auge schimmern zu sehen.

In der Schlacht vor Damaskus stritten wir nebeneinander. Mein Freund focht, wie immer, mit jener Entschlossenheit, die eine Folge des geringen Werthes war, den er auf sein Leben legte, und er war so glücklich, die Feinde zum Weichen zu bringen. Aber bald erschienen neue Schaaren von Ungläubigen, wir wurden umringt, gedrängt, schon waren unsere Pferde getödtet, und wir kämpften zu Fuß gegen den weit überlegenen Schwarm, ohne Hoffnung, unser Leben zu erhalten, und mit dem Entschluß,

es so theuer als möglich zu verkaufen. Da spaltete der Säbel eines Türken das Haupt meines Freundes, er sank — ich mit ihm. Er starb in meinen Armen, sein letztes Wort war der Nahme derjenigen, die sein ganzes Leben beherrscht hatte.

Hier schwieg Montauban, und kein Laut unterbrach die Stille, die auf seine Worte folgte.

Ein tiefer Seufzer hob den Busen der Prinzessinn. — Armer Raimund! sagte sie: Er hatte ein besseres Loos verdient! Und Ihr selbst, Ritter? fuhr sie fort, indem sie besorgt zu ihm emporblickte. —

Ich blieb verblutend auf Raimunds Leiche liegen, und fand mich, als ich erwachte, in der Gefangenschaft des Aga, dessen Säbel die Leiden meines Freundes geendigt hatte.

Mein Gott! In der Gewalt eines Ungläubigen!

Er war ein Mensch, gnädige Frau, und ein sehr edler. Unsere Gegenwehr hatte ihm Achtung eingeflößt. Er ließ mich gut pflegen, ich fand eine freundschaftliche, eine väterliche Behandlung, und frey, ohne Lösegeld, das sein edler Sinn als eine Beleidigung verschmähte, entließ er mich, sobald ich genesen war, zu den Meini-

gen zurück, und forderte nichts von mir, als das Versprechen, ihm nie wieder in der Schlacht zu begegnen.

Gott lohne den guten Aga! rief Ines lebhaft: O, wenn er wüßte, welchen edlen Gebrauch Ihr von dem Leben gemacht habt, das er Euch erhielt, er würde sich doppelt seiner That freuen! Sie reichte dem Ritter bey diesen Worten, hingerissen von ihrer Empfindung, die Hand, die Montauban mit stummen Entzücken an seine Lippen und an sein Herz drückte.

So endigte sich dieß Gespräch und noch manches andere mit Erregung von Gefühlen, die zwey liebende Herzen einander immer näher brachten, bis der Ritter sich ganz hergestellt fühlte und nun wieder vor Ungeduld brannte, in's Feld zu eilen und den glücklich begonnenen Krieg siegreich zu endigen.

Auch dieser Zeitpunct rückte nun heran. Alles wurde dazu bereitet, und der kommende Tag zur Abreise des Ritters in's Lager bestimmt. Ines sah ihm mit geheimer Angst entgegen, aber es war nicht ihr Thron, ihr Reich, für dessen Erkämpfung sie besorgt war, es war Montauban's Leben, für das sie zitterte, und das durch seine letzte Gefahr und sein Betragen

während der Zeit, als sie so nahe mit ihm zusammen gelebt hatte, ihr unendlich theuer geworden war. Auch Montauban's Freude, gegen den Feind seiner Fürstinn zu ziehn, ihn zu überwinden und ganz aus ihren Staaten zu vertreiben, war sehr durch die Furcht der nahen Trennung gemindert, und ohne sich's mit Worten zu gestehn, verbargen sich doch Beyde ihre stille Traurigkeit nicht. Am Abend zuvor, nachdem der Ritter lange schweigend und düster neben Ines gesessen hatte, äußerte er plötzlich den Wunsch, sie auf ihrem Gang in die Capelle, wo sie täglich an Sancio's Grabmahl zu bethen pflegte, begleiten zu dürfen. Die Prinzessinn schien wohl etwas verwundert über dieses Begehren, aber sie bewilligte es mit Vergnügen. Die Damen, welche ihre Gebietherinn begleiteten, blieben wie gewöhnlich am Eingang zurück. Ines und der Ritter nahten sich dem Grabmahl. Die Prinzessinn bemerkte, daß Montauban sehr bewegt und unruhig schien; aber es war ein geheimes Gefühl in ihr, das sie hinderte, ihn darum zu befragen. Schweigend kniete sie auf den Stufen nieder und winkte dem Ritter, ein Gleiches zu thun. Er sah Ines mit düsterm Blicke an — verneigte sich — sank einige

Schritte hinter ihr auf seine Knice, senkte das Haupt in beyde Hände und blieb so in tiefsinniger Stellung liegen. Die Prinzessinn bethete heut inbrünstiger als je für Sancio's Seligkeit und für Montaubans Leben. Sie flehte den Schatten des Jugendgespielen an, den Geliebten zu schützen, und sein und ihr Vorbitter am Throne des Ewigen zu werden. Mit leichterm Herzen stand sie endlich auf. Montauban hatte seine Stellung noch nicht verlassen. Ines stand eine Weile neben ihm, ohne daß er sie bemerkte. Endlich richtete er sich auf, sah Ines starr an, sprang empor und faßte mit wildem Blick ihre Hand. Ihr habt nun für Euern ermordeten Geliebten gebethet, rief er: Würdet Ihr auch für seinen Mörder bethen?

Ines schauderte. — Für die unschuldige Ursache seines Todes? antwortete sie sanft: Warum nicht, Herr von Montauban? O, es wäre nicht das erste Mahl, daß ich für den unglücklichen Don Raimund gebethet habe.

Ist es möglich? rief Montauban mit sichtbarer Freude: O, so erweise mir die Liebe, und wenn Ihr meine Dienste für irgend Etwas rechnet, bethet in meiner Gegenwart für den Grafen von Barcellona!

Recht gern, erwiederte Ines, nahm ihren vorigen Platz ein, und sandte ein herzliches Gebeth für die Ruhe der Seele des Unglücklichen zum Himmel, der für ein unfreywilliges Verbrechen so viel ausgestanden hatte. Dann wandte sie sich zum Ritter um, der noch auf seinen Knieen lag, und sah mit Erstaunen Thränen in seinen zum Himmel gerichteten Augen. Sie trat zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte liebreich: Seyd Ihr nun zufrieden, Herr von Montauban?

Ich bin ganz — ganz glücklich, rief der Ritter, beugte sein Gesicht auf ihre Hand und Ines fühlte seine Thränen auf ihren Fingern. Tief gerührt und mit bewegter Stimme sagte sie: Ihr seyd wohl ein seltner Freund, Herr Ritter, und Raimund muß Euch sehr werth gewesen seyn.

Es ist nicht das! rief Montauban mit Feuer: Es ist die Beruhigung, die Eure Milde in mein Herz strömt! O, wenn Ihr wüßtet, wie unglücklich Raimund war, wie er Euch geliebt, wie unauslöschlich, wie hoffnungslos — wie Euer Bild ihn überall begleitet, wie er alle seine Thaten nur für Euch gethan, Euch allein sein Leben geweiht, Euch, die er nach seinem Blute dürstend glaubte — wie ergeben er diesen Haß trug,

wie er das einzige Andenken, das er von Euch besaß, jenen goldnen Ring, den Ihr einst dem blinden Pilger gegeben, seither als ein Heiligthum auf seinem Herzen getragen, und ihm allein seine Siege und die Erhaltung seines Lebens zugeschrieben!

Sein Leben? unterbrach ihn die Prinzessinn verwundert: Er ist ja todt, wie Ihr mir sagtet?

Montauban erröthete und schwieg einen Augenblick. Bis zu jener Schlacht, sagte er endlich mit einiger Verwirrung, bis der Tod dem unwillkommenen Daseyn ein Ende machte —

Ines trat einen Schritt zurück. Sie sah den Ritter starr an. — Auf einmahl zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Sie wollte sprechen, hielt sich aber zurück, indem ihr Auge auf den Zügen des Ritters ruhte, in denen Besorgniß, Liebe und heftige Rührung sich mahlten. Dann näherte sie sich ihm wieder, und indem sie ihn mit freundlichen Blicken aufstehen hieß, und selbst emporrichtete, sagte sie: Seyd versichert, Herr Ritter! Welches auch das Verhältniß seyn mag, das zwischen Euch und Don Raimund waltet, ich habe den Grafen von Barcellona nie gehaßt. Jetzt aber ist er mir, um seines Freundes willen, theuer geworden.

Montauban sprang auf und drückte die Hand der Fürstinn an sein Herz, an seine Lippen. Er konnte nicht sprechen, und auch Ines war zu wunderbar und zu tief gerührt. An seinem Arm verließ sie schweigend die Capelle, verschloß sich in ihr Gemach, und brachte die Nacht mit Zubereitungen für den kommenden Morgen, in Thränen, Hoffen, Angst und Seligkeit hin.

Sie hatte schon längst eine kostbare Waffenrüstung bereiten lassen, die sie Willens war, dem Ritter, dem sie so viel dankte, am Tage seiner Abreise zu übergeben, und ihn selbst damit zu schmücken. Alles, was Frauenhände von Zierden dazu verfertigen konnten, war von ihrer eigenen Hand. Nun aber ließ sie schnell Helmzierde und Federbusch ändern, und am andern Morgen, als Montauban mit hochklopfendem Herzen sich bereitete, von ihr Abschied zu nehmen, trat sie in Begleitung ihrer Damen, die ihr die Stücke der Rüstung auf Kissen nachtrugen, in sein Zimmer, sagte ihm, daß es ihre Pflicht wäre, ihren Kämpfer selbst zu waffnen, und fing ihr Geschäft mit so viel Anmuth an, daß Montauban, dessen Herz ohnedieß ein Raub der heftigsten Leidenschaft war, nun kaum seine Besinnung behaupten konnte. Als er gewaffnet

war, reichte sie ihm den Helm, den eine Dame bisher seinen Augen entzogen hatte, und winkte dieser, sich zu entfernen. Der Helm war, wie die ganze Rüstung, von blankem Silber, mit Gold reich verziert, aber oben trug ein goldner Greif den schwarzen und blauen Federbusch. Montauban erblaßte, wie er diese Farben erblickte. Ines ergriff seine Hand, und indem eine Thräne aus ihren Augen fiel, sagte sie: Haltet diese Farben für kein übles Zeichen, sondern laßt sie Euch künden, daß unverschuldetes Unglück und beyspiellose Treue endlich ihren Lohn finden müssen! Möchte Gott Euch meinem Land und mir erhalten! Schont Eures Lebens, denkt, daß es mir sehr theuer ist — und — hier bestrebte sie sich, unter freundlichem Lächeln ihren zunehmenden Schmerz zu bergen, — wenn ihr wiederkommt, so geleitet mich zur Madonna auf den Monserrat!

Montauban stürzte zu Ines Füssen. Sie beugte sich über ihn, er erhob seine Arme, und sie sank an sein Herz. O, nun sind sieben Jahre der bittersten Leiden vergessen und reich belohnt! rief er endlich: Prinzessinn! Ich kehre als Sieger zurück, ich setze Euch in den Besitz Eures väterlichen Reichs, oder Ihr seht mich nie wieder! Mit diesen Worten riß er sich aus ihren

Armen, ergriff Schild und Speer, und eilte hinaus, wo seine Hauptleute seiner harrten. Ines aber wankte weinend an's Fenster, sah ihn sich auf sein Streitroß schwingen, das Volk ihm freudig hoffend zujauchzen, und bald darauf den ganzen Zug aus ihren Augen schwinden.

Montauban's ganzes Wesen war seit der letzten Unterredung mit Ines verwandelt. Ein freudiger Muth blitzte aus seinen Augen, Munterkeit und Fröhlichkeit beseelten alle seine Bewegungen, und es schien, als ob die Gewißheit zu siegen auch keiner Sorge, keinem Zweifel mehr Raum gestatte. Dennoch ward nicht das Geringste versäumt, was zur sichern Erreichung des Zweckes dienen konnte, und was sein muthiges Herz mit jugendlicher Kühnheit entworfen hatte, ordnete sein Verstand mit der Besonnenheit des Greises, und führte sein fester Wille mit männlicher Kraft aus. So gelang es ihm überall den Feind zu werfen, aus einer festen Stellung, aus einer Burg nach der andern zu vertreiben, und in wenig Wochen das ganze Gebieth von Arragonien von ihm zu befreyen. Die abgefallenen Vasallen wurden mit Ernst und Strenge zu ihrer Pflicht zurückgeführt, die Maurischen Fürsten bathen um Frieden, den

ihnen der Überwinder zu vortheilhaften Bedingungen für seine Fürstinn zugestand, und jetzt, da sein siegreiches Heer, das sich jeden Tag mehrte, wie das des Gegners schmolz, an der befreyten Gränze stand, keines übermüthigen Feindes Fuß mehr den Arragonischen Boden entweihte, da ließ er dem Infanten unter Bedingungen, die die künftige Ruhe von Arragon sichern sollten, und am ersten um den Preis der Freyheit des Don Garcia Frieden anbiethen. Der Prinz von Castilien, noch erbitterter über seine Niederlagen als vorher über seine Abweisung, verwarf einen Vertrag, der seine Schwäche beurkundet haben würde, und setzte sich noch einmahl zur verzweifelten Gegenwehr. Es bereitete sich eine große Schlacht, die das Schicksal des Krieges entscheiden mußte. Von beyden Seiten wurde tapfer gestritten, aber das Gefühl der gerechten Sache beseelte den Muth der Arragonier, indeß die Castilianer unwillig ertrugen, sich den Leidenschaften eines nicht geliebten Herrn aufgeopfert zu sehen. Bald mußten sie dem Andrang der Gegner weichen, die Siegsgefühl, Bewußtseyn und der Muth ihres Anführers begeisterten. Der Infant sah knirschend die Seinigen weichen, und sein Rachedürstendes Herz

trieb ihn, den Feind aufzusuchen, den er mit Recht als die einzige Ursache seines Unglücks betrachtete. Er begegnete Montauban in der Schlacht, es erhub sich ein wüthender Kampf, aber der Infant erlag den Streichen seines Gegners, und nahm, vom Pferde gestürzt, blutend und kraftlos, Leben, Krone und Frieden als ein Geschenk aus der Hand des Siegers an. Er blieb sein Gefangener, bis Don Garcia befreyet und der Frieden unterschrieben seyn würde.

Montauban ließ sich die Freude nicht rauben, die Ketten des Oheims seiner geliebten Ines selbst zu brechen. Von einem Theil seines siegreichen Heeres begleitet, erschien er vor dem festen Schloß, in welchem Don Garcia seit langen Monathen in unwürdiger Haft gefangen lag, und keine Ahndung von allen den Siegen hatte, die indeß Arragonien von seinen Feinden befreyt und Ines dem fremden Ritter so tief verpflichtet hatten. Erstaunt hörte er das Geräusch der Bewaffneten im Schloßhofe — und noch erstaunter erkannte er die Arragonischen Farben an ihren Waffenröcken. Es waren seine Landsleute, seine Befreyer, deren Anführer bald darauf von Offizieren begleitet in das Gemach eintrat und den bestürzten Greis im Au-

genblicke der Erlösung erst mit Allem, was seit Monathen vorgegangen war, bekannt machte. Garcia konnte kaum fassen, wie das Alles geschehen war; aber es blieb kein Zweifel übrig, und er folgte dem Ritter, — dessen bescheiden anmuthiges Betragen ihn eben so sehr für ihn einnahm, als seine edle Gestalt und seine Tapferkeit, — in das Lager, wo dieser alsobald, sein ritterlich Wort lösend, dem Infanten die Freyheit gab. Das Heer schickte sich nun an, nach Sarragossa zurückzukehren. Montauban bestand darauf, daß Don Garcia den Oberbefehl über dasselbe, den er so lange rühmlich geführt, übernehmen sollte, und, aller Weigerungen des gerührten Greises ungeachtet, trat er an die zweyte Stelle, und begleitete so mit ängstlich klopfendem Herzen den Oheim seiner Ines, als seinen Feldherrn, auf dem Zuge.

Dieser Zug glich einem Freudenfeste durch das ganze Land. Auf allen Straßen ergoß sich das Volk aus Dörfern und Städten, alle Wege waren geschmückt, und Alles jauchzte dem Sieger entgegen, und bewillkommte freudig den geehrten Greis, den Sprößling seiner alten Könige, dessen lange Leiden jedes Herz mit seiner vorigen Härte versöhnt hatten, und fast noch

rühmlicher und werther schien ihnen ihr edler Ritter und Befreyer an seinem jetzigen Platz, wo seine kindliche Achtung für den unglücklichen Fürsten ihm eben so viel Herzen erwarb, als die Bewunderung seiner Thaten.

Der Zug näherte sich der Stadt. Ines war davon unterrichtet. In ihrem kostbarsten Schmuck, von ihrem Hofstaat in allem seinen Glanz umgeben, erwartete sie das Heer und seine Führer unter einem Thronhimmel auf dem freyen Platz vor ihrem königlichen Pallast. Der immer wachsende Jubelruf des Volkes aus der Ferne, die Bewegung in der strömenden Menge, endlich der Schall der Trompeten und kriegerischen Musik, kündigten ihre Annäherung an. Nun erblickte man die Vordersten des Zuges, und Ines hörte einen Nahmen von tausend begeisterten Lippen mit lauten Segenswünschen aussprechen, den sie selbst nie ohne innere Bewegung hörte oder aussprach. Jetzt erkannte sie den Helmbusch ihres Oheims, und hinter ihm wehten die blauen und schwarzen Federn. Sie erhob sich vom Thron. Auf zwey ihrer Damen gestützt schritt sie zitternd über die Stufen herab, den Rittern entgegen, die indeß von ihren Pferden gestiegen waren. Don Garcia führte den

Ritter an der Hand seiner Nichte und Königinn entgegen. Montauban sank, ohne zu sprechen, auf seine Kniee, und drückte die Hand der Prinzessinn an seine Lippen. Garcia betrachtete Beyde. Dieß Schweigen und die Blicke ihrer Augen sagten dem erfahrnen Mann Alles, was er halb und halb schon auf dem Weg hierher aus den Gesprächen des Ritters geschlossen hatte; und als nun Ines etwas von Dank und Belohnung stammelte, als Montauban mit flammenden Blicken versicherte, daß das Bewußtseyn, ihr gedient zu haben, der einzige Preis seines Strebens, sein schönster Lohn sey, und das Volk laut jubelnd seinen und Ines Nahmen in den Lüften wiederhallen ließ, da trat er hinzu und sprach: Ritter! Die Wohlthaten, welche Arragonien Euch verdankt, sind zu zahlreich, und was Ihr für dasselbe gethan, zu groß und edelmüthig, als daß von einer Belohnung oder einem Gegendienste, der sie aufzuwiegen im Stande wäre, die Rede seyn könnte. Ich glaube vielmehr, daß das Land mit Allem, was darin ist, sich dankbar als Euer Eigenthum und Besitz betrachten könnte, und in dieser Ansicht erwähle ich Euch, mit Genehmigung meiner Nichte und des ganzen Volkes — er hielt inne, und sah Ines

und die Versammlung einen Augenblick an, — zu seinem Herrn und Beschützer. Empfanget die Hand meiner Nichte. —

Bey diesen Worten sprang Montauban mit heftiger Bewegung empor, ließ die Hand der Prinzessinn fahren und rief: Haltet ein, Don Garcia! Geht nicht weiter in Eurem großmüthigen Erbiethen! Ich kann und darf diese Hand nicht annehmen, bevor Ihr und das hier versammelte Volk nicht Alles wißt und denjenigen kennt, dem es heut so freudig zujauchzet. Der Ritter hielt inne. Garcia trat betroffen zurück, durch das Volk lief ein unruhiges Murmeln. Ines erblaßte. Ihr Blick, der Montauban's Auge suchte, sollte ihm sagen, daß ihre Gesinnung immer die gleiche bleiben würde, er möchte seinen Nahmen nennen oder nicht. Aber der Ritter sah in diesem Momente nicht auf sie, sein dunkles Auge irrte finster und wild forschend von Don Garcia auf das Volk, eine heftige Unruhe hob seine Brust, und ein schweres Geständniß schien in ihm zu arbeiten. Endlich rief er laut, mit erbleichenden Lippen: Ich bin der Graf von Barcellona! Eine Todtenstille folgte dieser Erklärung. Raimund faßte sich und fuhr fort: Ich kenne den Fluch, der über mich ausgesprochen

ist und weiß, daß mein Haupt der Rache verfallen ist, so wie man hier mich erkennt. Ich begehre nicht, daß meiner geschont werde. Unfreywillig zwar, aber unbesonnen habe ich diesen ehrwürdigen Greis seines Sohnes, die Fürstinn ihres anverlobten Gemahls, das Land seines künftigen Herrschers und Schützers beraubt, und so wie ich vor Gott schwöre, diesen Mord unschuldig verübt zu haben, so erkenne ich mich doch der Strafe schuldig. Auch sind bereits alle Maßregeln getroffen. Meine Leute sind fern von hier, ich habe nur ein Paar meiner nächsten Getreuen mich begleiten lassen. Der Graf, mein Vater, ist von Allem unterrichtet, und ich habe seinen heiligen Schwur, daß er mein Blut nie an diesem Lande rächen wird. So bin ich bereit zu sterben, und stehe wehrlos unter denen, die meinen Tod zum Preis des höchsten Erdenglücks gemacht haben.

Don Raimund nahm bey diesen Worten den Helm vom Haupte, streifte den Schild ab, zog sein Schwert, und wollte es dem Don Garcia überreichen, der finster und schweigend diese ganze Rede angehört hatte. Aber ehe dieser die Hand ausstreckte, um den Degen des Grafen zu empfangen, erhob sich Ines schnell, die bis jetzt

unter heißen Thränen in den Armen ihrer Frauen gelegen war, trat vor, hielt gebiethend Raimunds Arm zurück, und sprach mit kaum verhaltner Angst, aber mit Würde also: Don Raimund! Don Garcia! Und Ihr, Bewohner von Arragonien! Hört in diesem wichtigen Augenblicke meine Stimme, die Stimme Eurer Königinn, des letzten Sprossen eines Stammes, dem dieses Land durch lange Jahre Glück und Ruhe dankt!

Alles schwieg ehrerbiethig. Ines sammelte sich mehr und mehr, und stand stolzer und ruhiger da. Dann begann sie wieder: Ihr kennt den Ausspruch, der vor sieben Jahren in Rücksicht des Grafen von Barcellona aus dieser Stadt erging: »Nur der sollte meine Hand und meinen Thron erlangen, der mir das Haupt des Grafen von Barcellona überliefern würde. Die Bedingung ist erfüllt. Der Ritter von Montauban, der dieses Land und mich von dem verhaßten Joche der Fremdlinge befreyt, der mit seinem Arm und Blut uns geschützt, gerettet, unsre Sitten und Gesetze, unsre Habe und Freyheit uns erhalten hat, löset auch das letzte Wort. Er überliefert den Grafen von Barcellona unserer gerechten Ahndung. So ist denn nichts billiger,

als daß auch wir unser Wort halten, und von unserer Seite die Bedingungen jenes Vertrags eben so genau erfüllen. Diesem zu Folge nun reiche ich dem Ritter meine Hand, und ernenne ihn hiermit öffentlich zu meinem Gemahl und Herrn, und König von Arragonien.

Die Prinzessinn hatte diese Worte noch nicht geendigt, als ein lautes, allgemeines Jubelgeschrey in die Lüfte stieg, und der Ruf: Es lebe die Königinn! Es lebe König Raimund! Unser Erretter, unser Befreyer! verbunden mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen die Stimmung des Volkes, und sein Wohlgefallen über die glückliche Lösung des verwirrten Knotens deutlich aussprach. Raimund aber sank in stummen Entzücken zu Ines Füßen nieder, und seine Blicke, nicht sein Mund, erklärten die Gefühle seines Herzens, und gaben Ines die schönste Bürgschaft für ein glückliches Leben an der Seite dieses edlen Gemahls.

# III.

# Schloß Wiernitz.

## Vorerinnerung.

Diese kleine Erzählung beruht auf einem wirklichen Ereignisse, welches sich ungefähr vor sechzig oder siebenzig Jahren in dem Schlosse Wiernitz in Nieder-Österreich im Viertel Unter-Manhartsberg zutrug, und wo beym Aufgraben der Grundfeste eines der Schloßpfeiler, ein Gerippe in derselben Stellung, und mit denselben begleitenden Umständen, wie es die Erzählung schildert, gefunden worden. Auch der darauf folgende Traum, und ein Theil seiner Erfüllung sind nicht ganz Erdichtung, und wenn jene Personen noch lebten, von denen ich in meiner Kindheit diese Begebenheit oft, und nicht ohne jenes süße Grauen erzählen hörte, mit welchem der junge, und auch wohl der ausgebildete Mensch Gespenster- und Schauergeschichten anhört, sie würden sich lächelnd in der Schilderung erkennen.

Übrigens steht das Schloß Wiernitz noch; vermuthlich sind auch seine Umgebungen noch nicht so sehr geändert, daß jene mir überlie-

ferte Beschreibung nicht wenigstens zum Theil passen sollte. Daß es in der Zeit des dreyßigjährigen Krieges und der Unruhen in Österreich protestantischen Herren gehörte, ist wahr; daß die Hussiten auf ihren Zügen bis in diese Gegenden drangen, ebenfalls. Wie in diesen beyden Perioden die Eigenthümer des Schlosses geheißen, war mir nicht leicht möglich aufzufinden; auch lag an dieser historischen Genauigkeit wenig. So nahm ich mir die Freyheit, sie, wie das bey vielen Familien wirklich der Fall war, nach ihrem Stammschlosse zu benennen, indem ich zugleich auf diese Art aller Gehäßigkeit und Deutung von Nahmen auswich. Das übrige Alles, die Einkleidung, der geheime Zusammenhang der Begebenheiten, die Schürzung und Lösung des Knotens, so wie das Anknüpfen an wahre historische Facta aus der Geschichte meines Vaterlandes ist erdichtet, und ich hätte nicht so viel über den Ursprung dieser Kleinigkeit gesagt, wenn nicht die wirkliche Existenz des noch vorhandenen Schauplatzes derselben mir diese Erklärung nothwendig zu machen, und die Erwähnung, daß wenigstens ein Theil der Begebenheiten wahr sey, dem Ganzen einen lebhafteren Reiz zu ertheilen geschienen hätte.

Der düstre Decembertag ging zu Ende, draußen vor den Fenstern des Schlosses senkte der Nebel sich dichter auf den Föhrenwald herab, und im schwarzbehangenen Trauergemach, wo die verwitwete Gebietherinn des Schlosses, Freyinn von Wiernitz, auf der Fensterstufe stickend gesessen hatte, schwieg das leise Geräusch der Geschäftigkeit. Die Freyinn deckte das Tuch über den Rahmen, auf welchem sie an einer kostbaren Decke arbeitete, die über den Sarg ihres verstorbenen Eheherrn gebreitet werden sollte. Es waren die Wappen des Wiernitzischen Hauses, verkehrt, zerbrochen, und mit den Insignien des Todes sinnreich gruppirt; denn der Freyherr war der letzte seines Nahmens gewesen. Ihre Nichte Mathilde, die unterhalb der Fensterstufe gesponnen hatte, stellte das Rad beyseite, und Beyde versanken jetzt, da Stille und Dunkelheit sich auch von außen um ihre Seelen legten, in jenes düstre Nachsinnen, das seit dem Tage, der des Hauses Haupt und

Ruhm gebrochen, die stete Begleitung ihrer einsamen Stunden war.

Es waren trübe Zeiten damahls, als der Freyherr von Wiernitz aus der Welt schied, und seine Gattinn rath- und freundlos in der sturmbewegten Zeit zurückließ. Das Feuer des Religionskrieges wüthete noch durch Deutschland, die Schwedischen Heere durchzogen es verwüstend, und noch verwüstender standen an den meisten Orten Deutsche gegen Deutsche, Unterthanen gegen den eigenen Fürsten, im Kampfe, und manches Haus both im Kleinen das Bild des zerrissenen großen Vaterlandes dar, indem Vater und Kinder, Bruder und Verwandte, Jedes einer anderen Sache zugethan, die heiligsten Bande gelöst hatten, und in der allgemeinen Verwirrung und Erbitterung der Gemüther nichts Festes und Bleibendes mehr da zu seyn schien, auf dem der menschliche Geist hätte ruhen, worauf er den heiligen Anker der Hoffnung hätte auswerfen können.

Das Haus der Freyherren von Wiernitz war vor Vielen unmittelbar in die Unruhen der Zeit verwickelt. Seit mehr als hundert Jahren, seit die ersten Strahlen der Kirchenreformation nach Österreich gedrungen waren, den neuen Glau-

ben zugethan, standen sie wie eherne Säulen unter ihren Brüdern da, und rasches Hervortreten, kühnes Eingreifen, und weit aussehende Plane schienen ein unverlierbares Erbtheil dieses Geschlechtes zu seyn.

Als darauf ganz Deutschland vom wilden Krieg entzündet wurde, in Österreich ob- und unter der Enns das Feuer des Aufruhrs brannte, fleißig von auswärtigen Feinden genährt, stand Wiernitz mit den Jörgern, mit Thonradl und Tschernembl, an der Spitze der Mißvergnügten, und mit ihnen war er in des Kaisers Gemach gedrungen, ihn zur Unterschrift der ständischen Forderungen zu zwingen. Die Trompeten des Dampierr'schen Regiments schreckten die Rebellen auseinander, Mannsfeld wurde geschlagen, die Schlacht auf dem weißen Berge zernichtete des Winterkönigs kurze Herrlichkeit, Ferdinand der Zweyte befestigte sich und den väterlichen Glauben in seinen wiederberuhigten Staaten, viele mißvergnügte Protestanten wanderten aus, die übrigen wurden mit starker Hand niedergehalten. Gustav Adolph war seitdem gefallen, und obwohl die Schwedischen Heere unter Banner und Torstensohn noch Deutschland verwüsteten, so war doch in Österreich der

Geist der Uneinigkeit und des Aufruhrs verlo=schen und verglimmt.

Wiernitz sah sein und seines Hauses Schicksal in dem seiner Glaubensgenossen. Kinderlos und um seine stolzesten Hoffnungen betrogen, legte er sich mit tief zerrissenem Herzen hin und starb.

Das Alles, und ihre eigene Lage ging vor dem Geiste seiner Witwe vorüber, wie sie jetzt in der Dämmerung des trüben Winterabends ihrer düstern Vergangenheit, ihrer wenig er=freulichen Lage, ohne Schutz, ohne vermögende Freunde, in einem Lande nachsann, wo der Fürst ihrem Hause ungeneigt, die Mehrzahl der Bewohner ihr um des verschiedenen Glaubens willen abhold, und der an den Gränzen wüthen=de Krieg jeden Augenblick bereit war, sich über die kaum beruhigten Gegenden zu wälzen.

Auch in Mathildens Herzen bewegten sich Gedanken von anderer aber nicht minder trüben Art. Auch sie hatte unter den Stürmen des Krieges unaussprechlich gelitten, und wenn ihre Tante den verlöschenden Glanz ihres Hauses und ihre mißliche Lage unter feindseligen Umge=bungen betrauerte, so hatte Mathilde die gänz=liche Vernichtung des ihrigen und ihre Verlas=senheit in der fremden Welt zu beweinen. Der

Vater und zwey Brüder waren im Kampfe für Glauben und Vaterland unter den Fahnen ihres rechtmäßigen Herrn, Kaisers Ferdinand des Zweyten, gefallen, und die Mutter hatten Schmerz und die Schrecken des Krieges, der sich bald nach Jener Tode in ihre Gegend zog, ins Grab gebracht. Mathilde fand sich im achtzehnten Jahre allein auf der Welt, ohne Verwandte, ohne irgend eine Zuflucht, als eine entfernte Tante, eben jene Frau von Wiernitz, die, zwar einem andern Glauben zugethan, doch durch ihre übrigen Verhältnisse sich allein zur Schützerinn der verlassenen Waise eignete. Auch hatte die Mutter auf dem Todbette ihr ihre Tochter empfehlen lassen, und Frau von Wiernitz, selbst kinderlos und einsam mit dem alternden Gemahle lebend, zeigte sich willig, die schutzlose Verwandte an Kindesstatt anzunehmen.

So kam Mathilde in dieß Haus, aber schon der erste Eintritt in dasselbe schien ihr nicht viel Erheiterung zu versprechen. Durch einen düstern Föhrenwald ging an einem trüben Herbsttage der lange Weg, und nur ganz nahe vor dem Schlosse selbst sah sie die baufälligen Thürme aus den Bäumen hervorragen. Itzt stand das Gebäude vor ihr, finstere traurige Mauern,

Überreste einer alten, besseren Zeit, hier und dort verfallen, mit ungeheueren Pfeilern an der Außenseite, und ringsherum von einem trüben grünbewachsenen Wassergraben umflossen. Das Thor öffnete sich ächzend, und über die halb morsche Zugbrücke gelangte Mathilde in den unerfreulichen Hof, wo hohe Nußbäume, jetzt halb entblättert, die stille Düsterheit mehrten, und das abgefallene Laub zu ihren Füßen, mit dem verfallenen Gebäude vereint, ein melancholisches Bild der Vergänglichkeit darstellte.

Das Innere des Schlosses, die Lebensweise in demselben entsprach dem äußeren Anblick. Eine strenge Ordnung herrschte hier, nie von einer geselligen Freude oder freundlichen Mittheilung unterbrochen. Niemand kam, das Ehepaar zu besuchen; nie verließ dieses, als in dringenden Geschäften, den Umkreis seines kleinen Gebiethes. Ein düsterer Sinn vereinzelte die Bewohner desselben unter sich, und seltsame Gerüchte von einem unheimlichen, nicht recht geheuern Wesen auf dem Schlosse hielten die Nachbarn zurück. Bald darauf wurde der Oheim krank und starb, und für Mathilden erneuerten sich die traurigen Scenen, die ihr Alles, was sie kürzlich gelitten, wieder in die Seele zurückriefen.

Aber es waren nicht diese Verhältnisse allein, die jetzt Mathildens Geist beschäftigten; noch ein tieferes Gefühl, eine wehmüthigere Erinnerung lag im Grunde ihrer Seele. Der Lauf des Krieges hatte eine Schwedische Truppe auf den abgelegenen Landsitz ihrer Mutter geführt. General Liljenholm commandirte sie, und unter den Offizieren, die ihn begleiteten, zeichnete sich ein Hauptmann, den man den Sohn des Commandirenden nannte, nicht bloß durch eine einnehmende Gestalt, sondern noch mehr durch ein höchst edles Betragen aus. Er ward bald der Schutzengel der ganzen Gegend, die in ihren Bedrängnissen sich an ihn wendete. Dieß machte ihn Mathilden und ihrer Mutter werth, und ein finsterer Tiefsinn, der ihn stets begleitete und ihn von den lauten Freuden seiner Kameraden schied, gab ihm in Mathildens Augen einen besonderen Reiz. Auch glaubte sie wohl zu bemerken, daß der Schwede nicht ganz gleichgültig gegen sie geblieben war, und es freute sie, daß der trefflichste junge Mann, den sie hatte kennen lernen, sie mit lebhafteren Gefühlen auszeichnete. So begegnete sie ihm mit freundlicher Achtung und Offenherzigkeit; aber Liljenholm wurde ernster als zuvor, und in einer Stunde,

wo er in sichtbarem Kampf seines Innern an ihrer Seite gesessen hatte, und sie ihn freundlich beym Nahmen nennend aus seinen Träumen zu wecken suchte, fuhr er plötzlich empor und sagte: Ich heiße nicht Liljenholm, und bin kein Sohn des Generals. Er ist mein Pflegevater — ich aber bin nichts als der Sohn eines Bauers und heiße Biörn.

Mathilde erstaunte, aber mehr über die seltsame Art dieses ungeforderten Geständnisses, als über die Sache selbst, und hatte bald das Ganze vergessen. So nicht der junge Mann. Er zog sich von diesem Augenblick an von ihr merkbar zurück, und schien jedes wärmere Gefühl, jede Annäherung mit Macht zu bekämpfen. Mathilde, die sich den Beweggrund dieses Benehmens nicht ganz erklären konnte, wurde ebenfalls zurückhaltender. Sie sahen sich nur selten, aber sie sahen sich doch, und je künstlicher Beyder Betragen war, je mehr raubte es ihnen an ihrer Unbefangenheit und inneren Ruhe.

Von seinen Gefährten hatte Mathilde unterdeß Manches über Liljenholm oder Biörn erfahren. Er stammte von einer Bauern-Familie ab, die seit vielen Geschlechtsaltern den Ruf der Redlichkeit, so wie den geerbten Glauben der

Vorältern treu bewahrt, und sich stets durch einen eignen Geist von ihren Nachbarn unterschieden hatte. Nichts hatte sie vermögen können, als schon ganz Schweden sich zur neuen Lehre bekannte, diesem Beyspiel zu folgen, und diese Festigkeit, statt ihr Verfolgung zuzuziehen, schien die Achtung zu vermehren, in der sie stand. Als jetzt des kleinen Rudolphs (so hieß der Offizier) Ältern gestorben waren, nahm der Besitzer des Rittergutes, General Liljenholm, den verwaiseten Knaben zu sich, und, was er zuerst aus Menschenliebe zu thun gedachte, ward bald Bedürfniß seines Herzens. Er gewann den Jüngling lieb, der sich mit jedem Tage edler entwickelte, und, selbst ohne männliche Erben, sann er darauf ihn an Sohnes Statt anzunehmen, ihm die einzige Tochter, ein holdes Geschöpf und bis jetzt Rudolphs liebe Gespielinn, zu vermählen, und von seinem Könige Gustav Adolph zu erwirken, daß sein Nahme, Stand, und Reichthum auf den fremden eingepfropften Zweig übergehe, das alles nur mit der einzigen Bedingung, daß Biörn den Glauben und Nahmen seiner Vorältern mit dem seines Pflegevaters und seiner Braut vertausche.

Hierzu war nun aber der Jüngling auf keine

Art zu bewegen, und er blieb fest entschlossen, lieber allen Wohlthaten seines Pflegevaters, als seinem Glauben, und dem Nahmen seiner Voraltern, den er mit Stolz trug, ob sie gleich nur arme Bauersleute gewesen waren, zu entsagen. Beynahe ließ es der General im Zorne über den Trotz des Jünglings hierzu kommen; aber als er nahe daran war, den Entschluß zu fassen, fühlte er, daß er den Pflegesohn, an den sein Herz sich gewöhnt hatte, nicht entbehren konnte, und so blieb Biörn vor der Hand bey seinem Wohlthäter, und strebte nun mit regem Eifer darnach, ihm durch verdoppelte Anhänglichkeit seine Liebe zu beweisen, und den versagten Wunsch zu vergüten. In dieser Absicht überwand er sich auch, den General ins Feld zu begleiten, und mit ihm nach Deutschland zu ziehn, so weh es ihm that, seiner heiligsten Überzeugung zuwider sich den Fahnen des Kaisers entgegen zu stellen, der für den Glauben focht, welchem Biörn mit warmen Gefühle zugethan war. Aber dieser Krieg, der einst für den Glauben angefangen, und unter dieser heiligen Ägide ungeheure Fortschritte gemacht hatte, hatte seinen Charakter zum Theil längst verloren, und war ein Eroberungskrieg geworden, und endlich zog eine

tiefe geheime Sehnsucht den jungen Krieger nach Deutschland, und spiegelte ihm in den milden Fluren der südlichen Theile desselben ein unbekanntes Glück vor, das ihm seine jetzige zwangvolle Lage nicht gewährte.

Das Alles erfuhr Mathilde nach und nach, und es diente nicht dazu, ihrer Seele mehr Ruhe, und ihrem Betragen gegen den Schwedischen Offizier mehr Unbefangenheit zu geben. Mitten unter diesen Bewegungen der jugendlichen Herzen schlug plötzlich und unerwartet die Stunde des Abschieds. Mathilde, selbst im Innersten erschüttert, sah den verehrten Freund bey dieser Nachricht erbleichen, und der Drang und Schmerz der nahen Trennung zerriß gewaltsam die Fesseln strenger Zurückhaltung. Sie verriethen, sie gestanden sich wechselseitig ihre Liebe, und bey der gänzlichen Unmöglichkeit, sich je zu besitzen, bey der höchsten Unwahrscheinlichkeit, sich auch nur wieder zu sehen, gelobte Liljenholm, wie ihn Alles nannte, der Geliebten, daß er ihr nach seinem Tode, den er mit Zuversicht und Ruhe in der nächsten Schlacht erwarte, erscheinen, und sie auch dort noch seiner unwandelbaren Liebe versichern werde.

In der trüben Abendstunde, wo sie zu den

Füßen ihrer Tante nachdenkend saß, schwebten nun vor ihrem Geiste das Andenken an die verstorbene Mutter, die Betrachtung ihrer unfreundlichen Lage und das Bild des Jünglings, der ihr so edel erschienen war, und den sie auf dieser Welt nie wieder zu sehen hoffen durfte. Indessen war der letzte Schimmer der Dämmerung erloschen, und die Nacht, von den Frauen unbemerkt, völlig eingetreten, als plötzlich ein Schlag und ein Gerassel, wie von Waffen, sie aus ihren Träumen weckte.

Was war das? rief Frau von Wiernitz mit großer Bestürzung.

Das war im Vorsaal, entgegnete Mathilde ruhig: Es muß etwas gefallen seyn.

Ist heute nicht der Thomas-Abend? fragte die Tante mit bebender Stimme.

Ich glaube ja. Warum?

Laß uns sehen, was es ist! erwiederte Frau von Wiernitz, als sie sich gefaßt hatte. Sie schellte, die Zofen kamen, man brachte Licht und ging in den Saal. Da lag die Rüstung jenes Maximilian von Wiernitz, den die Familie als ihren eigentlichen Stifter verehrte, von dem Gesimse, auf dem sie zierlich und trophäenartig aufgestellt gewesen war, herabgestürzt —

mitten in Saale. Der Harnisch war zertrümmert, das Schwert zerbrochen, der Schild mit dem Wappen zerspalten. Erschüttert und bebend hielt die Freyinn die Stücke in ihrer Hand. Auch das noch! sagte sie nach einer Pause: Und wieder an diesem Tage! Wann endlich wird der unselige Geist von hier weichen? Es ist ja aus mit unserm Geschlechte!

Alles stand schweigend und bang um sie bey diesen Worten, sie aber hieß die Trümmer der Waffen sorgfältig auf einen Tisch zusammen legen, und ging gedankenvoll in ihr Zimmer zurück.

Mathilde folgte, ergriffen von dem, was sie gesehen und gehört hatte, und grauenhaft gestimmt. Die Zofe setzte die Lichter hin; das schwarzbehangene Trauerzimmer ward nur sparsam davon erleuchtet. Frau von Wiernitz ließ sich, noch immer finster und in sich versunken, auf das Sopha nieder, und Mathilde wagte es nicht, so bald das finstere Schweigen zu brechen. Endlich nach einer Weile begann sie: Verzeiht, gnädige Tante, wenn ich Euern Tiefsinn durch meine Fragen störe: aber darf ich Euch wohl um Aufschlüsse über Alles das bitten, was so eben geschehn, und was ich von Euch gehört habe? —

Die Freyinn richtete sich auf und sah Ma-

thilden starr an: Fragst du aus kindischer Neugierde?

Mathilde erröthete: Ihr könntet mir's nicht verargen, wenn auch nur bloße Neugierde mich jetzt antriebe, den Grund dessen zu erfahren, was schauerlich und geheimnißvoll vor meinen Augen vorgegangen ist. Ich darf mich aber doch wohl als Eure Verwandte, und somit als einen Theil dieses Hauses betrachten, in dem —

Das thue nicht, Mathilde, — das nicht! fiel die Tante ihr rasch ins Wort: Du möchtest es bereuen. Es ist kein glückliches Haus, in das du gekommen bist!

Ihr macht mich nur begieriger, gnädige Frau, zu erfahren —

So sey es denn, erwiederte diese nach einigen Besinnen — obwohl es nicht angenehm, und vielleicht nicht gerathen ist, von solchen Dingen in einer Stunde, wie diese, zu sprechen, wo das versunkene Reich des Todes sich wieder zu öffnen scheint, um bey zurückkehrender Jahreszeit eine alte Schuld einzufordern, oder über lange Beweintes von Neuem zu klagen! Aber was eben geschehen ist, führt dich ohnedieß gewaltsam in jene unbegreiflichen Ereignisse ein, und was sich jährlich einmahl grauenhaft wieder=

hohlt, kann dir unmöglich verborgen bleiben. Höre also die Geschichte unseres Hauses, so wie ich sie von meinem verstorbenen Gemahl gehört, der sie seiner Seits theils aus einer alten Chronik, die er vor langen Jahren in einem unserer Klöster gefunden, theils aus Sagen und Überlieferungen geschöpft hat!

Das Haus der Herren von Wiernitz blüht bereits in rühmlichen Wirken durch mehr als fünfhundert Jahre. Wie alle Geschlechter, wie alle Bewohner dieser Länder, war es, ehe das bessere Licht erneuerter Lehre die Welt zu erleuchten kam, dem römisch-katholischen Glauben zugethan, und seinem Fürsten blind und rücksichtslos ergeben. Aber es kamen nach und nach andere Zeiten, die Menschen fingen an über das, was sie bisher ohne Untersuchung geglaubt und geübt hatten, nachzudenken, und du wirst ohne Zweifel den Nahmen des edlen Huß kennen, den Verfolgungsgeist und Treubruch den Flammen opferte. Zu der Zeit, als seine besseren Einsichten in Böhmen die Oberhand zu gewinnen anfingen, lebten in unserm Hause zwey Brüder, Rudolph und Max. Jener, der ältere, wohnte mit seiner Frau hier auf dem Stammschloß; der jüngere trieb sich mit frischem Le-

bensmuth am glänzenden Hofe Kaiser Siegmunds zu Prag herum, und suchte dort jene Ehre und Auszeichnung, welche das stille väterliche Schloß und seine abhängige Lage ihm nie gewährt haben würden. In Prag nun und in den raschen Bewegungen jener Zeit fielen die Funken einer besseren Einsicht in sein Gemüth und fanden willige Aufnahme. Bald erschien der junge Freyherr von Wiernitz, alle Lockungen des Hofes, alle Drohungen des Kaisers verachtend, mitten unter den Schaaren der Taboriten, bereit, sein Leben für seine Überzeugung zu opfern, und zeichnete sich vor Vielen ihrer Führer durch Kriegskunst, wie durch Eifer und Entschlossenheit aus. Er soll ein Liebling des großen Ziska, und oft der Leiter des blinden Helden gewesen seyn. Rudolph von Wiernitz, entsetzt durch die Nachricht von der Sinnesänderung seines Bruders, ließ ihn zuerst durch Freunde warnen und beschwören, reisete endlich selbst nach Böhmen, und wagte sich mit Lebensgefahr unter die Schaaren der erhitzten Taboriten, um, wie er glaubte, seinen Bruder aus einer Verbindung zu retten, die dem Heil seiner Seele gefährlich war. Aber er fand ihn unerschütterlich, und seine Unterredungen dienten nur dazu, in Max einen unauslösch-

lichen Haß gegen den Bruder zu entflammen, und ihm sein Vaterland und den verlassenen Glauben von nun an zum Ziele seines feindlichsten Strebens zu machen.

Bald fiel er unter Ziska's Anführung verheerend in Österreich ein, wo Herzog Albrecht sein Volk durch ein Landaufgeboth *) gegen die Schaaren der Schrecklichen bewaffnet hatte, und wirklich zum ersten Mahl zeigte, daß es möglich sey, die Hussiten wo nicht zu besiegen doch zu schlagen. Rudolph war dem Aufgeboth seines Lehnsherrn gefolgt, und mit seinen Mannen im Feld erschienen, aber, wie unsere Chronik sagt, nicht muthig und kampflustig, wie er sonst zu Felde zog, sondern unglückahnend und finster; denn er fürchtete, dem Bruder in der Schlacht zu begegnen, und so konnte er kaum seinen Kummer verbergen, als ihn seine junge Frau, die er zärtlich liebte, beym Abschied waffnete, und ihm noch einmahl ihr zweyjähriges Söhnlein, die erste und einzige Frucht ihrer Liebe, zum Segnen darbrachte.

*) Unter Herzog Albrechts Regierung findet sich die erste Spur einer ordentlichen Errichtung der Landwehr in Österreich. S. Geschichte der Landwehr von dem regulirten Chorherrn Franz Kurz.

Eine Weile ersparte ihm die Vorsicht das Schrecklichste, vor welchem er zitterte. Aber die Schaaren der Kelchner waren, oft verjagt, immer wieder gekommen, um sich von unsern reichen Fluren Beute und Vorrath zu hohlen, und so drangen sie denn einmahl nach Ziska's Tode unter Procopius bis an die Donau vor, während Procupek mit einem andern Heerhaufen in Ungern einfiel.

Max von Wiernitz war unter der ersten Abtheilung der Hussiten, und es schien, als habe er es darauf angelegt, den Krieg in die Gegend seiner Geburt zu spielen, und seinen Bruder mit den Waffen in der Hand aufzusuchen. Der Herzog ordnete einen Theil seiner Leute dahin ab, und Rudolph mußte, nicht ohne geheimes Grauen, den Befehl über sie annehmen, weil Albrecht seiner Treue, seinem Muth und seiner Bekanntschaft mit der Gegend am meisten vertraute.

Unweit von hier kam es zum Treffen, das von beyden Seiten mit aller Wuth und Grausamkeit geführt wurde, welche die Kriege jener Zeit bezeichneten. Das Schloß ging in Flammen auf, Rudolphs Gattinn und alle Bewohner desselben fanden in den Gluthen oder unter den Säbeln der Hussiten ihren Tod. Rudolph selbst

kam in der Schlacht um. Zwar heißt es, sey seine Leiche nicht gefunden worden, aber sein Bruder besaß dessen Schwert und Helmzierde als Kriegsbeute. Die Österreicher rächten wüthend den Tod des geliebten Herrn. Sie trieben Max von Wiernitz mit seinem Haufen zurück. Indessen machte auch der Erzherzog siegreiche Fortschritte, Procupek wurde durch die Banderien des Adels in Ungern geschlagen, die Taboriten zogen sich nach Mähren, und fielen von dem an nie mehr in Österreich ein.

Das war das Ende des Hussitenkrieges in diesem Lande, und zugleich das Ende der ältern Linie unsers Hauses. Als die Stürme ausgetobt hatten, Kaiser Siegmund und Albrecht von Österreich, sein Nachfolger, gestorben und die Blüthe des jungen Ladislaus schnell gewelkt war, da erschien endlich Herr Max von Wiernitz vor Kaiser Friedrich des Vierten Throne, sein Recht an dem Erbe des längst verstorbenen Bruders geltend zu machen. Der Kaiser wollte gern vergessen und vergeben, Max entsagte den äußerlichen Übungen der Taboriten, und Schloß Wiernitz mit allen seinen Besitzungen wurde ihm rechtskräftig überantwortet. Zwar lief bald, nachdem das Schloß abgebrannt war, in der Gegend

das Gerücht, ein treuer Knecht habe das zweyjährige Söhnlein des Herrn Rudolph gerettet und sey mit ihm entflohn, aber entweder ging er bald darauf durch die Hände der Hussiten, oder auf eine andere Art zu Grunde, oder die ganze Sage war Erdichtung; denn man hat in zweyhundert Jahren nie mehr etwas von seinen Schicksalen gehört. Max bewohnte also das Schloß, das er mit Eifer und Liebe aus den Trümmern wieder aufbaute; aber es schien, als ob ein feindseliges Geschick von nun an unsern Stamm verfolge. Max ward seines Lebens nicht froh, eine innere Unruhe trieb ihn umher, lange ward ihm das Glück versagt, sein Haus in Kindern fortblühen zu sehen, und die Geburt des ersten und einzigen Sohnes kostete der Mutter das Leben. Seitdem, durch zweyhundert Jahre, ruhete die Hoffnung desselben nie auf mehr als Einem Erben zugleich, bis es mit meinem Gemahl ausstarb. Der höhere Geist, der diesen Max, unsern eigentlichen Ahnherrn, beseelt hatte, erbte auf seine Nachkommen fort, es war ihnen unmöglich, sich zahm und geduldig in alte Formen zu fügen, bloß weil sie alt waren. Mit Freuden nahmen sie daher das Licht der neuen Lehre an, als es zuerst nach Österreich kam,

muthig widersetzten sie sich den Anmassungen der Übermacht, und suchten die alten Rechte und Freyheiten ihres Standes für sich und ihres Gleichen gegen Eingriffe zu schützen. So kamen sie in unaufhörlichen Streit mit Nachbarn und Unterthanen, endlich mit der Geistlichkeit, und ihren Landesherrn, und so weit, Mathilde, war das Mißgeschick unsers Hauses wohl begreiflich. Aber es fehlte auch an innern Frieden, an ruhigen Genusse des ererbten Besitzes, der von Geschlecht zu Geschlecht sich minderte. Mißverständnisse, Familienzwiste, uneinige, meist kinderlose Ehen bezeichneten unser unglückliches Haus, und jene düsteren Ereignisse, welche jedes Jahr am gleichen Tage wiederkehren, scheinen auf ein unversöhntes Verbrechen hinzudeuten, dessen unausgetilgter Keim alle Freuden und alles Glück unsers Hauses vergiftet.

»Und was sind denn dieß für Ereignisse?« fragte Mathilde nicht ohne Bangigkeit.

Es sind jetzt sieben und zwanzig Jahre, seit ich dieß Schloß bewohne, und kein Thomas-Abend ist vergangen, an dem nicht irgend ein schauerliches oder furchtbares Zeichen uns diesen Tag merkwürdig gemacht und auf Gräuel hingewiesen hätte, die man sich mußte erlaubt ha-

ben, und die zweyhundert Jahre und längst bemooste Gräber nicht vor dem Blick der schauernden Nachwelt verbergen konnten. Zuweilen ließen wehmüthig klagende Töne sich wie aus freyer Luft mitten im Zimmer hören, zuweilen erhellte plötzlich ein lichter Schein die Gegend, als stünde das Schloß jetzt wieder in Flammen, daß Alles entsetzt an die Fenster und vor die Thore lief; wohl auch ertönte manchmahl von jener Seite des Waldes her — sie wies mit den Fingern hin — Geächze und Gewimmer wie von Verwundeten oder Sterbenden —

Jesus, Maria, Joseph! schrie Mathilde, und sie und die Tante fuhren von ihren Sitzen empor; denn ein gellender Ton, der auf einmahl die Stille unterbrach, schwirrte noch in der erschütterten Luft. Es ward wieder ruhig, und nach und nach faßten sich Beyde so weit, daß sie es vermochten umher zu sehn, was wohl die Veranlassung ihres Schreckens gewesen sey. Da sah Mathilde mit Entsetzen mehrere Saiten ihrer Laute wie auf einmahl durch Geisterhand gesprengt. Und diese Laute! — Liljenholm hatte oft darauf gespielt, er hatte diese Saiten kurz vor seinem Abschied selbst aufgezogen! Eine düstere Ahnung ergriff sie, sein Versprechen fiel

ihr ein, sie fühlte sich beklommen, geängstet. Auch der Tante war es immer unheimlicher, sie schellte und ließ den Pfarrer herüber bitten. Sie glaubte sich in männlicher, in priesterlicher Gesellschaft sicherer vor den Einwirkungen der unsichtbaren Mächte. Doch verboth sie der Nichte streng, von Allem, was vorgegangen war, und was sie selbst erzählt hatte, weder gegen den Geistlichen, noch gegen Jemand im Hause etwas laut werden zu lassen. Die Gerüchte von den Spuckgeschichten, und wie wenig es auf dem Schlosse geheuer sey, liefen zum großen Ärgerniß der Frau von Wiernitz ohnedieß stark in der Gegend umher, und sie that ihrer Seits alles Mögliche, den Leuten diese Vorstellungen als Aberglauben und Vorurtheil zu benehmen, obgleich sie selbst sich nicht erwehren konnte, in Stunden der Erschütterung, wie die gegenwärtige war, festiglich daran zu glauben.

Mathilde hatte seit dem Klange der gesprungenen Saiten ihre eigenen Gedanken. Sie vermischten sich mit den Erzählungen der Tante, und begleiteten sie auf ihr Zimmer, auf ihr Lager, wo sie nicht ohne Thränen um Liljenholm entschlief. Plötzlich sah sie sich im Traume in jene Schreckensnacht vom Untergange des Schlos-

ses versetzt. Wilde Kriegerhaufen durchstreiften nach allen Richtungen den Wald, sprengten dort über die Fläche, oder kämpften hier wüthend durch einander. Ein hoher Rittersmann mit dem Wappen des Wiernitzischen Hauses ritt mit grimmiger Geberde, wie suchend, allenthalben herum. Jetzt traf er auf einen andern, der ebenfalls einen solchen Schild am Arme trug. Der zweyte kämpfte tapfer, doch nur Vertheidigungsweise. Der hohe Ritter ersah seinen Vortheil, er stieß dem andern das Schwert in die Brust, und dieser stürzte sterbend vom Pferde. In dem Augenblicke erhellte der Brand des Schlosses die Gegend, fliehende gräßliche Gestalten und Bilder wechselten vor Mathildes Blick. Jetzt schien es wieder still zu werden, sie sah den ermordeten Ritter am Boden liegen, ohne Waffen, ohne Helm. Mit Schrecken erkannte sie Liljenholms Züge, es war sein blaues Auge, nur gebrochen im Tode, das goldene Haar blutig am Boden zerstreut, und die tiefe Wunde in der starren Brust.

Sie erwachte durch einen Schrey, den der Schrecken ihr entriß, und ihr erster Gedanke war Liljenholm, und sein Versprechen sich ihr nach dem Tode zu zeigen. Die gesprungenen

Saiten fielen ihr ein. Sie hatte ihn gesehen, so lebhaft, so deutlich und sterbend mit zerrissenem Busen. Es war kein Zweifel, er war gefallen, und hatte sich ihr gezeigt. Die übrigen begleitenden Bilder des Traums waren sehr natürlich durch das Gespräch und die Erzählungen ihrer Tante entstanden. Diese Vorstellung wurde zur unauflöslichen Gewißheit, als wenig Tage nachher die Nachricht von einem Gefecht anlangte, in welchem die Schweden viel verloren, und besonders das Regiment, wo Liljenholm stand, stark gelitten hatte. Man erzählte, der General selbst sey geblieben und einer seiner liebsten Offiziere, der seine Leiche vertheidigen wollen, über den Entseelten getödtet worden. Was blieb Mathilden übrig, als an ihr Unglück, und ihren Verlust zu glauben? Wer konnte der Offizier gewesen seyn, der die theuern Überreste mit seinem Leben zu bewahren gesucht hatte, wer anders als der edle Jüngling, der dem General das verdankte, was mehr ist als Daseyn, Erziehung und väterliche Liebe?

Still und traurig lebte sie an der Seite der Tante hin, deren Umgang und Wesen nicht darnach waren, ein gedrücktes Gemüth aufzurichten, und jener Traum und die Erzählungen der Tan-

te von den früheren Schicksalen ihres Hauses waren die liebsten Gedanken ihrer vielen einsamen Stunden. Wunderbar verschmolz in ihrer Seele jener Rudolph von Wiernitz, dessen Schicksal ihr aus der, obgleich nicht günstigen, Erzählung der Tante wichtig geworden war, mit dem verlornen Freund, und es machte ihr eine wehmüthige Freude, wenn sie diese vermögen konnte, ihr irgend Etwas von jenem Ahnherrn zu erzählen.

So sprachen sie einst wieder bey der gemeinschaftlichen Arbeit am Rahmen von jenen Begebenheiten, die Wiernitz in die Asche gelegt, und den Stamm Rudolphs vertilgt hatten, und Mathilde erwähnte des seltsamen Traumes, den sie in der Nacht von dem Thomastag gehabt. Die Tante wurde aufmerksam, Mathilde sah, daß die Erzählung sie ergriff, und als sie zuletzt, doch ohne jener schmerzlichen Ähnlichkeit zu gedenken, mit einigen Zügen das Bild des ermordeten Ritters, wie er ihr im Traum erschienen, schilderte, rief die Tante aus: Ach, das ist ja der unglückliche Rudolph! Rudolph? schrie Mathilde heftig erschüttert: Rudolph, sagt ihr? Ihr wißt also? »O es ist nur zu wahrscheinlich, daß er von Bruderhand gefallen, und jener Fluch, der

unser Haus verfolgt, die Rache ungesöhnter Blutschuld ist!« Mathilde schauderte, aber sie war froh, von der Tante nicht errathen zu seyn. Doch forschte sie nach, woher denn diese in jenen Zügen das Bild des Ahnherrn erkannt habe, und sie erfuhr nun, daß in dem verfallenen Theil des Schlosses, der der Sage nach den Brand überlebt habe, eine alte Kapelle sey, und in dieser ein Bild, das man nicht ohne Grund für das Bild eben dieses Rudolphs halte.

Das war für Mathilden eine Entdeckung von großem Werth. Sie bath und beschwor nun ihre Tante ihr diese Kapelle öffnen, und das Bild zeigen zu lassen. Aber hier predigte sie tauben Ohren. Frau von Wiernitz weigerte sich durchaus irgend eine Untersuchung in jenem durch das Gerücht und Geschwätz der Leute ohnedieß verrufenen Theil des Schlosses zuzugeben, um welchen, als den Rest der Wohnung jenes ältern Zweiges ihres Hauses, sich alle jene Sagen drehten, und so mußte die Nichte für den Augenblick der Hoffnung entsagen, vielleicht Entdeckungen zu machen, die ihrem Herzen Befriedigung und einen wehmüthigen Genuß versprachen.

Aber sie gab darum ihren Wunsch nicht auf.

Es lebte ein alter Diener im Hause, dem unter dem Nahmen eines Schloßwärters die Aufsicht und Besorgung aller Baulichkeiten und kleinen Anordnungen übertragen war. Der alte Martin hatte folglich den Zutritt und die Schlüssel zu allen Gemächern im ganzen Schlosse. Dieses Mannes, eines alten redlichen Dieners, Zuneigung hatte sich Mathilde durch kleine Gefälligkeiten zu erwerben gewußt, und er versprach ihr, sobald nächster Tage die gnädige Frau in Geschäften nach Wien gefahren seyn würde, sie in die Kapelle zu führen, doch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit; denn wenn es Frau von Wiernitz erführe, könnte es ihm den Dienst kosten.

Der Tag der Abreise kam, und der Alte hohlte Mathilden, sobald er sich sicher glaubte, ab. Sie gingen über lange düstere Gänge, Treppe auf, Treppe ab, durch das halb zerfallene Gebäude, wo Alles die Vergänglichkeit menschlicher Größe, und die Nichtigkeit unsers Seyns auf Erden predigte, und blieben vor einer großen, künstlich verschnitzten Thüre stehn. Der Alte zog aus dem rasselnden Schlüsselbund einen verrosteten ungeheuern Schlüssel hervor, drehete und wendete ihn lange, und öffnete endlich. Moder-

duft und Eiskälte drangen Mathilden aus dem verschlossenen Raume entgegen. Da hieß ihr Begleiter sie verziehn, ging voraus, stieß einen Laden in der Höhe auf, und ein dämmerndes Licht fiel durch bunte Scheiben in das Gewölbe. Mathilde trat über einige Stufen hinab, und sah sich in einer kleinen, aller Zierden beraubten Kirche ihres Glaubens. Das aus den morschen Rahmen flatternde Altarblatt, mit dem der Luftzug spielte, die zerfallenen Bethschemmel, der eingesunkene Altar, und der Zweck ihres Hierseyns, Alles erfüllte sie mit tiefer unaussprechlicher Wehmuth. Hier ist das Bild! sagte der Alte. Mathilde wandte sich. An der Mauer, dem Altar gegenüber, war eine Exvoto-Tafel befestiget, ein Denkmahl alter frommer Zeit. Hier kniete ein Ritter in völliger Rüstung einer Frau gegenüber. Zwischen ihnen lag ein kleines Kind auf der Erde. Der Ritter und die Frau schienen sich die Hände zu reichen, und oben in den Wolken schwebte die heilige Jungfrau. Staub und Moder, die auf dem Bilde lagen, machten es in der Dunkelheit der Kapelle beynahe unkenntlich. Mathilde brannte vor Begierde es genauer zu sehen, sie versuchte es loszumachen, und es gelang. Sie traten aus der Ka-

pelle hinauf ins helle Licht, der Alte wischte den Staub von dem Gemählde, und Mathilde stieß einen Schrey aus, als ihr auch hier wieder, in der Gestalt des knieenden Ritters, Biörn's Züge entgegen lächelten. Nun sah sie aber auch, daß der Ritter und seine Frau sich nicht bey der Hand, sondern über dem Kinde einen Ring hielten, der, in der Mitte zerbrochen, jedem halb in den Fingern geblieben war. In einer Ecke war das Wiernitzische Wappen angebracht, und einige halbverlöschte Buchstaben ließen die Nahmen: Herr Rudolph der Wiernitzer und seine Ehewirthinn Adelheit, mehr errathen als lesen. Lange haftete Mathildens Auge auf dem Bild, indeß ihr Begleiter ihr ein Mährchen von dem zerbrochenen Ringe erzählte, wie und bey welcher Gelegenheit die liebenden Gatten ihn getheilt, wie sie ihr, ihres Kindes und ihres Hauses Glück an das Daseyn des Rings gebunden geglaubt, und wie er dann auch in dem Brand zu Grunde gegangen, und seitdem dem Hause kein günstiger Stern mehr geleuchtet habe. Mathilde hörte nicht viel von dem Allen. Vor ihrem Geiste stand das Bild des Geliebten, und immer räthselhafter, immer ungewisser ward ihr sein Schicksal und der Glaube an sein Leben

oder seinen Tod. Gern hätte sie das Gemählde mit sich in ihr Zimmer genommen, aber sie konnte es nicht ohne Vorwissen des Schloßwärters, und diesen wollte sie eben so wenig zum Vertrauten eines verborgenen Schrittes, als sie ihre Tante um das Bild ansprechen mochte.

Seit diesem Tage aber dünkte ihr das alte wüste Schloß mit seinen finstern Umgebungen nicht mehr so fremd und unheimlich. Eine stille Zuneigung zog sie an die ehemahligen Besitzer desselben. Sie forschte emsig nach genaueren Nachrichten, besonders von dem unglücklichen Rudolph; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, denn alle Spuren älterer Zeit waren in dem Brande zu Grunde gegangen, und mit diesem Ereigniß alle Faden abgerissen, die die Folgezeit an die Vergangenheit knüpften.

Indessen war der Winter vorgerückt, tiefer Schnee bedeckte die Gegend umher, lag in ungeheueren Lasten auf den morschen Mauern und Thürmen des Schlosses, und machte oft für mehrere Tage jeden Zusammenhang mit dem etwas entfernten Dorfe unmöglich. An der Seite ihrer Tante, die sich gern in ihren Kummer versenkte, und die Stimmung, die in ihr herrschte, um sich her zu verbreiten strebte, flossen Ma-

thildens Tage trübe hin, und ihr eignes Gefühl war nicht darnach, um diesen Eindrücken zu widerstehn. Auch sie begleiteten düstre Bilder, an die schmerzlich beweinte Vergangenheit schloß sich eine öde Gegenwart, und die Zukunft verhieß nichts Erfreulicheres. So ging Monath an Monath vorüber, und wie traurig auch diese Einförmigkeit war, Mathilde wünschte nichts anders; denn sie hatte nichts mehr zu hoffen auf der Welt. Ältern und Geschwister lagen im Grabe, und der einzige Freund, der ihr außer ihnen theuer gewesen, war entweder im Kampf gefallen oder doch sonst für sie verloren.

Aber die Natur, die, ewig treu, allein dem Menschen Wort hält, wenn alles Andere ihn verläßt, die Natur übte endlich auch ihre stille Gewalt über Mathildens Herz. Der Frühling näherte sich, das Leben fing an sich zu regen, und das erste Erwachen der Bewegung in der erstorbenen, von Eis erstarrten Welt verkündigte sich im Geplätscher der Tropfen, die von dem geschmolzenen Schnee auf den hohen Dächern, im Sonnenglanz schimmernd und Farben spielend, nieder zur Erde fielen. Die Sonne blickte freundlich in die Zimmer hinein, das Herz öffnete sich dem milden Strahl, und eine Ahnung

von der Möglichkeit eines besseren Zustandes drang mit dem goldenen Schimmer in dasselbe. Da brachten die Leute der Tante eines Morgens die Nachricht: einer der alten Pfeiler des Schlosses, den die Last des Schnees zu schwer gedrückt und das Thauwetter durchdrungen hatte, sey eingestürzt, man müßte den Schutt wegräumen und schleunig nachsehen, damit nicht noch größerer Schaden erwachse. Unmuthig über diese Störung gab Frau von Wiernitz die nöthigen Befehle, und ging selbst mit Mathilden nachzusehen. Der Schutt war weggeräumt, und an der Grundfeste das Erdreich aufgegraben, um sich von dem Zustand derselben zu überzeugen, als man unvermuthet auf einen Gegenstand stieß, der über alle Anwesende Erstaunen und Grauen verbreitete. Unfern der Grundfeste, auf der der Pfeiler stand, lag ein Gerippe in der Erde, das mit beyden Armen ausgestreckt, und wie gekreuziget am Boden befestiget war. Alles drängte sich herzu, diesen seltsamen Fund zu betrachten, aber vor den Übrigen fühlte sich Mathilde durch tiefes Mitleiden zu den Resten des Unglücklichen gezogen. Im Haupte steckte ein Pfeil, in der Schulter ein zweyter; es schien ein junger hochgebildeter Mann gewesen zu seyn.

Sie faßte den Pfeil an der Schulter an, er zerfiel in Staub, so wie der andere; und tief gerührt blickte sie wieder auf die martervolle Stellung, in der der Bedauernswürdige sein Leben unter tausend Qualen verhaucht haben mußte. Vielleicht hatte eine geliebte Braut vergebens seine Rückkehr aus dieser letzten Fehde erwartet, vielleicht waren eine treue Gattinn, und verlassene Kinder bey der Schreckensnachricht, auf welche Art der Gatte und Vater geendet hatte, ein Raub des Jammers geworden!

In diesen Träumen störte sie das Geräusch der herbeyeilenden Menge, die, von dem Gerüchte der wunderlichen Entdeckung gelockt, aus Schloß und Dorf herzu strömte, sich in Bemerkungen und Betrachtungen ergoß, und das, was sie vor Augen sah, geschäftig und sinnreich mit dem verband, was von der Unheimlichkeit, und den seltsamen Ereignissen im Schlosse ohnedieß in Jedermanns Munde war. Frau von Wiernitz, die der ganze Vorfall schon längst widerwärtig angeregt hatte, wurde nun durch diese Gespräche vollends erzürnt; sie befahl ihren Leuten, das Volk auseinander zu jagen, und die Gebeine sogleich wieder zu verscharren, wo man sie gefunden, damit den einfälti-

gen und ärgerlichen Gesprächen ein Ende gemacht werde. Sie selbst aber wandte sich dem Schlosse zu, und befahl Mathilden, ihr zu folgen.

Ungern trennte sich diese von den Resten, die ihr lieb geworden waren, und noch unwilliger hörte sie den Befehl der Tante. So sollte dieser Unglückliche, dem ein so entsetzliches Loos zu Theil geworden war, auch jetzt nach Jahrhunderten, da ein Zufall den Nachkommen sein Grab und die an ihm ausgeübten Gräuel entdeckt hatte, noch einmahl mißhandelt, und der Ruhestätte in geweihter Erde beraubt werden! Das schien ihr grausam, frevelhaft. Sie faßte ein Herz, sie folgte der Tante nach, und durch Bitten und Flehen, am meisten aber durch die Vorstellung, daß das rechtmäßige Begräbniß des Unglücklichen vielleicht seinem Schatten, und somit dem Schlosse und der Gegend die längst gewünschte Ruhe gewähren könne, (denn er möge nun Hussite oder Katholik, Böhme oder Österreicher gewesen seyn, so war er ein Christ) erwirkte sie endlich die Erlaubniß, den Pastor rufen zu lassen und mit ihm wegen der Beerdigung zu sprechen.

Die Anstalten wurden getroffen, Mathilde, die nun einmahl in lebhaftern Antheil für den

Unglücklichen aufgeregt war, war überall selbst dabey, und ließ in ihrer Gegenwart die Gebeine aus der Erde nehmen. Aber indem man sie unter frommen Gesang und Bethen erhob, sah sie etwas am Boden schimmern. Sie bückte sich darnach. Es war ein goldner, mitten auseinander gebrochener Ring an einem Stück durch Zeit und Feuchtigkeit verwitterter Kette befestiget. Staunend und bestürzt hielt sie den zerbrochenen Reif in der Hand, das Votivbild in der Kapelle fiel ihr ein, und halb mit Schauer, halb mit Freude und Wehmuth ward es ihr gewiß, daß die zerfallenden Gebeine, welchen sie bemüht war die letzte Ehre zu erweisen, unzweifelhaft die Überreste jenes unglücklichen Rudolphs von Wiernitz waren. Von diesem Augenblicke an waren sie ihr noch theurer, als vordem. Mit Andacht und Wehmuth wohnte sie der ganzen Feyerlichkeit bey, und das Bild des grausam ermordeten Ritters, das mit einer geliebten Gestalt so viel Ähnlichkeit hatte, sein entsetzliches Schicksal, der Jammer seiner Gemahlinn, wenn sie vielleicht Zeuginn von dem Martertod ihres Gatten hatte seyn müssen, begleiteten und beschäftigten sie den ganzen Tag. Von ihrem Fund sagte sie der Tante nichts, und

verwahrte die theure Reliquie mit sorglicher Treue. So kam der Abend, und die Nacht. Mathilde verschloß wie immer, die Thür ihres Zimmers, bethete brünstig für alle lieben Entschlafenen, unter welche sie nun auch Ritter Rudolph von Wiernitz zählte und schlief ruhig ein. Sie glaubte zu erwachen vom Schlag der Mitternacht an der Thurmuhr des Schlosses. Ihre Thüre ging auf, das Gerippe, welches sie heut hatte bestatten helfen, trat ins Zimmer, und, wie sie zitternd ein Kreuz ums andre schlug, vor ihr Bette. Fürchte dich nicht! sprach eine Stimme, die Mathildens zagende Seele sanft berührte: Ich bin kein verworfener Geist; das heilige Zeichen, welches deine Hand macht, ist auch mir das Panier der Erlösung und des Siegs. Ich komme dir zu danken. Du hast mich begraben, du hast meinen sterblichen Resten die Wohlthat einer geheiligten Ruhestätte angedeihen lassen, ich will dir meine Dankbarkeit beweisen. Komm' in die Waldkapelle! Dort erwarte ich dich.

Bey diesen Worten schien es Mathilden, als wäre die Erscheinung verschwunden, sie aber kleidete sich an und verließ muthig ihr Zimmer. Wie sie auf die Treppe kam, begegnete ihr der

alte Schloßwärter. Wohin, edles Fräulein, so spät in der Nacht? Mathilde erzählte ihr Gesicht. Der Alte schüttelte das Haupt: »Und ihr wollt gehn, und so allein?« Sie bejahte. »Nein, Fräulein, das gibt der alte Martin nicht zu.« Und somit begleitete er sie. Sie gingen durch den Forst einen langen mühsamen Weg. Endlich kamen sie an die Stelle. Da stand ein Kirchlein vor ihnen, einsam und verlassen, die Pforte war offen, sie traten hinein, und Rudolph von Wiernitz, nicht mehr als grausendes Gerippe, sondern blühend in jugendlicher Schönheit mit den theuren Zügen, die Mathilden so wohl bekannt waren, kam freundlich auf sie zu, und führte sie bis in die Mitte der Kirche. Hier, sprach er, und wies auf einen Grabstein von rothem Marmor, auf welchem ein frommer Mönch in bethender Stellung gegraben war: Hier öffne, und was du findest, wird meinem Geist die Ruhe, dieser Gegend den Frieden, und dir den Lohn deiner Güte geben! Mit diesen Worten zerfloß die Gestalt in Schimmer. Mathilde erwachte. Sie richtete sich auf. Es war still und einsam um sie her. Der Mond schien hell ins Fenster und nicht ohne Schrecken sah sie die Kammerthür offen, welche sie am Abend ge-

schlossen zu haben sich wohl erinnerte. Jetzt schlug die Thurmuhr Eins. Ein Grauen überlief sie — sie wußte nicht, ob sie gewacht oder geträumt habe, und so zwischen Furcht und stiller Freude über die Befriedigung des verehrten Schattens, zwischen wehmüthiger Erinnerung an den verlornen Freund und dem Grauen vor allen den unheimlichen Umgebungen hielt der aufgeregte Geist sie wach, bis spät gegen den Morgen ein kurzer Schlummer die unruhige Natur in ihr besänftigte.

Sie erwachte heiter; aber der Traum, oder das Gesicht der Nacht war ihr erster Gedanke, und der Entschluß, das Kirchlein zu suchen, ihr erstes Beginnen. Sie kleidete sich an und verließ ihr Zimmer. So wie sie auf den Vorplatz an der Treppe trat, stand Martin, guten Morgen wünschend, vor ihr. Sie trat befremdet zurück. Schon so früh auf, gnädiges Fräulein? sagte er. »Ich will spazieren gehen, der Morgen ist heiter.« Aber kalt, edles Fräulein! Wir haben einen tüchtigen Reif gehabt. Thut nichts, erwiederte Mathilde, ich möchte gern einmahl in die Waldkapelle. Waldkapelle? wiederholte der Alte wundernd: Hier ist keine Waldkapelle. Doch, doch! versetzte Mathilde: Ostwärts vom

Schlosse gegen Wolkersdorf zu. »Ja, meint ihr das alte Gemäuer? Das kenne ich wohl. Es soll einmahl vor uralter Zeit eine katholische Kirche da gestanden haben; jetzt sind nur noch Trümmer davon übrig. Ich dachte nicht daran, und glaubte nicht, daß ihr darum wüßtet.« Mathilden wurde immer seltsamer zu Muthe bey diesem wunderbaren Zusammentreffen. Martin führte sie. Es war derselbe Weg, den sie aus ihrem Traum kannte, dieselben Gruppen der Bäume, dasselbe Wachholdergebüsch, durch welches der mühsame Pfad ging. Endlich kamen sie auf einen kleinen freyen Platz. Hier ist es! sagte Martin, und wies auf einige zerfallene Mauern, welche zwischen Farrenkraut und Immergrün bemoost hervorblickten. Mathilde trat in den Umkreis der Trümmer. Jemehr sie sie betrachtete, je gewisser schien es ihr, daß diese Übereste einst jene Kapelle ausgemacht haben müßten, in der sie sich diese Nacht befunden, und, indem sie nicht weit von der Stelle, wo nach ihres Begleiters Ausspruch der Hochaltar gestanden hatte, den Boden von Tannennadeln und Gestripp ein wenig reinigte, glaubte sie deutlich den rothen Marmor des Grabsteins zu erblicken. Tief ergriffen und wunderbar bewegt, verließ sie

endlich den geheimnißvollen Ort, und beschloß ihre Tante zu vermögen, daß sie den Schutt aufräumen, und nach dem ausdrücklichen Geboth des Gesichts, das nun schon durch so manches Zusammentreffen bestätigt war, dasjenige suchen lassen sollte, was ihnen Allen Glück und Ruhe verhieß. Aber hiervon wollte Frau von Wiernitz nichts wissen. Treu ihrer herrschenden Ansicht, alle diese Erzählungen ins Reich der Träume zu verweisen, schlug sie Mathilden ihre dringende Bitte rund ab, und ein ausdrückliches scharfes Verboth mit Androhung augenblicklicher Entfernung aus dem Schlosse hielt sowohl diese als den Schloßwärter von jedem Versuche ab, den sie vielleicht insgeheim gewagt haben würden.

Unterdessen war der Frühling vorgerückt. Die Kriegsoperationen in Böhmen fingen wieder an. Die Schwedischen Heere unter Torstensohn machten reißende Fortschritte; bald standen sie in Mähren und endlich drangen sie sogar nach Österreich vor. Mathilde hatte dieses Unglück ihres Vaterlandes mit Angst und Trauer wachsen und sich nähern gesehn, aber äußern durfte sie diese Gefühle nicht, wie sie in ihrem Herzen lagen; denn im Hause der Frau von Wiernitz dachte man viel anders. Hier schienen Schwede

und Protestant keine so feindlichen Begriffe zu seyn, und Alles, wovor man zitterte, waren die Schrecken und Verheerungen, wenn, wie es nach und nach den Anschein gewann, das Kriegstheater sich gegen die Donau, und also in die Gegend von Wiernitz ziehen sollte.

Da wurde eines Morgens Mathilde zu ihrer Tante gerufen. Sie fand sie mit jenem unglückdeutendem Gesichte, daß bey jedem unerwarteten oder unangenehmen Vorfall dem ganzen Hause Übels verkündete. Es sind schlimme Nachrichten eingelaufen, mein Kind, hub sie an: Die Schweden rücken gewaltig vor, ihre Vorposten streifen bereits bis Horn und Zwetl, der Kaiser rüstet sich seine Hauptstadt zu vertheidigen, und dem Erzherzog Leopold Wilhelm ist das Commando aufgetragen.

Dafür sey Gott gedankt! rief Mathilde, und wollte noch mehr sagen; aber ein strenger Blick der Tante machte sie verstummen: Schweig mit deinen thörichten Hoffnungen! Je hartnäckiger der Widerstand, je länger und blutiger der Kampf. Ausrichten werden die Kaiserlichen doch nichts gegen die Schweden; so haben wir die Qual nur länger zu tragen, denn es ist kein Zweifel mehr, daß der Krieg sich in unsere Gegend zieht.

So laßt uns fliehn!

Fliehen? antwortete die Tante: Und alles, was ich besitze, im Stiche lassen?

Nur nach Wien —

Wo man meine Glaubensgenossen mit Haß und Widerwillen ansieht? Wo der Kaiser, zwar nicht so grausam wie sein Vater, aber dennoch —

Verzeiht, gnädige Tante! Ferdinand der Dritte ist mild und gütig —

Jungfer Nichte! Wenn ich Zurechtweisungen und Belehrungen brauche, werde ich sie nicht bey einem achtzehnjährigen Mädchen suchen. Alles, was du zu thun hast, ist, für das zu sorgen, was ich dir auftrage. Es müssen Vorräthe aller Art herbeygeschafft, und alles zur anständigen Aufnahme derjenigen bereitet werden, die ihr Siegeslauf bald hierher führen wird. Jetzt geh', und sprich mit dem Haushofmeister!

Mathilde ging mit schwerem Herzen. Die Schrecken des Krieges, denen sie in den glücklichen Fluren von Österreich entflohn zu seyn glaubte, sollten sie auch hier ereilen, die Schwedischen Truppen, deren Art und Wesen sie aus trüber Erfahrung kannte, sollten auch hier ihr freudenloses Leben verbittern, und kein edles geliebtes Herz unter ihnen, wie ehemahls, der verehrte

Schutzgott der bedrängten Gegend werden. Aber es galt zu handeln und nicht zu trauern; und so weh es ihrem Herzen that, die Gesinnungen zu bemerken, mit welchen Frau von Wiernitz und das ganze Haus die Ankunft der Schweden erwarteten, so sah sie doch ein, daß, man möge gesinnt seyn, wie man wolle, mit Ernst und Eifer auf ihren Empfang, und ihre Verpflegung gedacht werden müßte.

Indessen kamen Nachrichten auf Nachrichten von dem unwiderstehlichen Vorrücken der Schweden, und wie auf der andern Seite alle Anstalten zur tapfersten Gegenwehr gemacht, Wien befestigt, die Auen verschanzt würden, und der Erzherzog sein Lager in dem Theil derselben, der die Brigittenau heißt, aufgeschlagen habe, fest entschlossen, die Ankunft der Schweden hier hinter der Schutzwehr des heimischen Stromes zu erwarten, und die Hauptstadt mit seinem und seiner treuen Österreicher Blut auf's Äußerste zu vertheidigen.

In Wiernitz dachte man anders. Die Schweden wurden hier mit stolzen Hoffnungen erwartet, und Alles, was man von den Anstalten an der Donau hörte, mit Unwillen oder Verachtung aufgenommen. Jene wurden bald erfüllt. Die

Schweden rückten an, sie breiteten sich in der flachen Umgegend aus, und in Wiernitz wurde eine Art von Hauptquartier errichtet, von wo aus Befehle und Nachrichten nach allen Seiten ausgiengen und wieder einliefen.

Mathilde erblickte die ersten ihrer Schaaren mit Schrecken und Trauer. Es waren dieselben Feinde, die ihrem Hause und ihrem Lande schon so viel Übels zugefügt hatten; es war dasselbe Regiment, unter welchem nur derjenige allein sich nicht mehr befand, dessen Wiedersehen sie für alles erlittene Ungemach hätte trösten, von dessen Denkungsart sie auch hier Schutz und Erleichterung für ihre Landsleute hätte hoffen können. Sie erkundigte sich um den vermißten Kameraden. Ihr Traum, ihre Ahnung hatten nur zu wahr gesprochen: er war an der Seite seines Pflegvaters, dessen Leiche er den Feinden nicht lassen wollte, unter ihren Säbelhieben gefallen.

So war denn auch der letzte schwache Funke von Hoffnung ausgelöscht, und Mathilde ergab sich mit stiller Fassung in ihr Geschick, jetzt entschlossener als vorher, Alles zu ertragen, und über nichts mehr zu klagen; denn das Leben hatte keinen Reiz mehr für sie, und sie betrachtete es nur als den düstern, steinichten

Übergang in ein besseres Seyn, wohin ihr Alles, was sie liebte, schon vorangegangen war.

Auf dem Schlosse wurde es mit jedem Tage lebhafter. Immer mehr Truppen zogen sich in der Gegend zusammen, und immer höher schwollen die Hoffnungen der Frau von Wiernitz und Aller, die so dachten, wie sie. Die Schweden schickten sich an, vor Wien selbst zu rücken, und eines Morgens weckte der Donner der Kanonen, die aus der Wolfsbrücken-Schanze gegen die Stadt flogen, die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe. Alles eilte auf die Zinnen, auf die Thürme, um zu schauen. Alles war in froher Erwartung. Schon sah man die stolze Hauptstadt gedemüthigt, die ungeliebten Fürsten entflohn, die Schweden siegreich in den Kaiser-Pallast einziehen und die neue Lehre und die neuen Rechte sich von dort aus über das ganze Land verbreiten.

Aber wie die Sonne höher stieg, schien der Lärm der Schlacht sich zu nähern. Immer stärker wurde der Donner des Geschützes, immer ängstlicher die Gesichter. Unter den Schweden, die im Schloß geblieben waren, entstand ein unruhiges Murmeln. Plötzlich sprengten zwey Offiziere in den Hof. Fort! Fort! riefen sie: Alles ist ver-

loren, wir sind geschlagen, der Erzherzog rückt an. Schnell wurden die Pferde aus den Ställen gezogen, das Gepäck auf die Wägen geworfen, Verwundete, Fliehende kamen in geschreckter Eile an, Verwirrung und Lärm war allgemein, das Schloß erscholl von Flüchen und Klagen, und nur Ein Herz war, dem alle diese Mißtöne als die süßeste Musik klangen; denn sie verkündeten ihm den Sieg der Seinigen, die Erhaltung des geliebten Herrschers und des väterlichen Glaubens. Doch mitten in ihrer Freude vergaß Mathilde ihrer Pflichten nicht. Sie wich keinen Schritt von ihrer Tante, deren Lage in diesem Augenblick wirklich peinlich war, sie tröstete sie, so gut sie konnte, sie wies sie auf die allbekannte Milde des Habsburgischen Hauses hin, und ließ sie Verzeihung und Nachsicht für die verlassene Witwe hoffen, die dem Drang der Umstände nicht zu widerstehen vermocht hatte. So flößte sie zuerst Fassung, dann einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz, während nach und nach das Schloß von Schweden leer ward, und, wie sie abgezogen waren, entfernter Trompetenschall die Ankunft der kaiserlichen Reiterey verkündigte, welche die Fliehenden verfolgte. Frau von Wiernitz schrack zusammen; aber in Mathildens

Herz zogen mit dem lang entbehrtem Gefühl von Freuden süße, ihr unerklärliche Hoffnungen ein. Immer näher und näher kam der Schall. Mathilde vermochte nicht zu bleiben, sie flog die Treppe in den alten Thurm hinan. Da sprengte der Haufe blinkender Kürassiere schon über die Ebene daher, und verlor sich im Walde; bald erschienen immer mehr und mehr der kaiserlichen Schaaren und endlich, von vielen Offizieren in schimmernden Rüstungen und Uniformen umgeben, der Erzherzog selbst, ein milder Engel und muthiger Held zugleich. Sie nahmen ihren Weg gerade auf's Schloß zu, und Mathilde hatte eben noch so viel Zeit vom Thurme herabzueilen, um den Ankommenden auf der Treppe zu begegnen. Ein kaiserlicher Offizier eilte über den Hof die Stufen herauf, er stand vor Mathilden, und mit einem Schrey des Schreckens und der Freude fuhr diese zurück — denn es war Liljenholm. Auch er erschrack bey ihrem Anblick, und es währte einige Sekunden, bis die Glücklichen sich fassen und ihre Seligkeit begreifen konnten. Aber zu Erklärungen war keine Zeit. Liljenholm war als Bothe seines Herrn, des Erzherzogs, da. Mathilde eilte zu ihrer Tante, sie von der Ankunft des

erhabenen Gastes zu benachrichtigen; aber Frau von Wiernitz fühlte sich außer Stande, ihn zu empfangen, sie zog sich in ihre Gemächer zurück, und Mathilde mußte ihre Stelle vertreten.

Der Erzherzog kam. Er besah die Gegend, das Schloß, und fand es geeignet zu einem Aufenthalt von ein Paar Tagen. Mathilde, von Liljenholm und einem Adjutanten des Prinzen begleitet, eilte überall selbst hin, gemeinschaftlich mit ihnen Alles zu betreiben und zu veranstalten, was für den Aufenthalt des Feldherrn und seiner Begleitung nöthig war, und kehrte endlich nach einer Stunde, in welcher es ihnen nicht möglich war, mehr als einzelne Worte zu wechseln, in den Saal zurück, wo der Erzherzog sie erwartete und mit freundlicher Huld für ihre Mühe dankte. Und erst hier, in dieser sonst Ehrfurcht gebiethenden Gegenwart, erfuhr Mathilde theils aus dem Munde ihres Freundes, theils aus dem seines neuen Beschützers das Schicksal desselben. Er hatte, seinem Vorsatz treu, seinen Pflegevater nicht einen Augenblick verlassen, er hatte in der Schlacht mehr als ein Mahl für sein Leben gewacht, bis endlich seine treue Liebe den Todesstreich in einem unglücklichen Momente nicht mehr auf-

halten konnte. General Liljenholm fiel an der Seite seines Pflegesohns, und dieser sank nach fruchtlosem Kampf um die theuern Überreste sterbend auf ihn nieder. Dieß Beyspiel kindlicher Liebe rührte den kaiserlichen General. Er ließ sich nach dem Gefecht auf den Platz führen, wo der gute Sohn, einem Sterbenden gleich, auf der Leiche seines Wohlthäters lag. Man fand noch Leben in ihm; der General ließ ihn mit Sorgfalt pflegen, und als er die Bewegung der Reise vertragen konnte, ging er nach Wien, sich dort unter geschicktern Händen und in ruhigeren Umgebungen völlig herstellen zu lassen. Es war aber nicht bloß diese Rücksicht, die ihn in die Kaiserstadt führte, es war jener Wunsch, der lang in seiner Brust lag, und ihn mit geheimer tiefer Sehnsucht nach Österreich zog, als dem Lande, wo alle Stürme seines Herzens gestillt, und aller Kampf Frieden werden sollte. In Wien lernte er den Erzherzog Leopold Wilhelm kennen, den das Gerücht auf den jungen kriegsgefangenen Schweden aufmerksam gemacht hatte, und bald hatte Jener in dem Fremden das treue offene Gemüth, dieser in dem Prinzen den Herrn erkannt, dem er am liebsten in der Welt dienen wollte. An

Schweden knüpften ihn fürder keine Bande mehr; seine Ältern waren längst begraben, der General todt. Glauben, Meinung und stille Wünsche stimmten für das neue Vaterland; er nahm mit freudigem Muthe Dienste unter des Erzherzogs Truppen, der ihn immer lieber gewann und mit tausenderley Banden an seine Person zu ketten wußte, und so war es geschehen, daß er jetzt mit ihm auch nach Wiernitz kam, und unverhofft Jene fand, deren Bild mit stets gleicher Wärme in seiner Brust gelebt, und die er auf Erden nie wieder zu sehen gefürchtet hatte.

Dem gütigen Fürsten hatten früher manche Äußerungen seines Begleiters und in diesem Augenblick sein Herz, daß die Bewegungen der Liebenden trotz der Fassung verrieth, die seine Gegenwart von ihnen erzwang, eine deutliche Ansicht ihrer Lage gegeben, und er sann mit schöner Freude darauf, sie glücklich zu machen, als plötzlich Liljenholms Blick auf dem Wappenschild der Wiernitzer hangen blieb, das über der Eingangsthüre des Saals prangte. Mein Gott! rief er aus: Was ist das für ein Wappen! Das der Herren von Wiernitz, sagte Mathilde, der Besitzer dieses Schlosses. Wiernitz? Wiernitz? rief

Liljenholm erschüttert: Seltsamer Zufall! Er zog ein alterthümliches Siegel aus einer Kapsel hervor. Hier ist auch das Wiernitzische Wappen, sagte er, und verglich prüfend das Siegel mit dem Schilde: Alle Zeichen treffen zu. Der Erzherzog besah es ebenfalls, und auch er erkannte mit Erstaunen die Gleichheit beyder Wappenschilde. Woher habt ihr das Siegel, Herr Rittmeister? »Es ist ein Erbstück meiner Väter, ein Kleinod, das sie als einen unverlierbaren Schatz durch zweyhundert Jahre treu bewahrt haben, das jedesmahl der sterbende Vater dem Sohn übergab, und ihn schwören ließ, es nie unter keinerley Bedingung zu veräußern.

Und Eure Ältern waren Bauersleute? sagte der Fürst.

Arme Bauersleute an der Küste der Ostsee, auf einem Rittergute des Generals von Liljenholm.

Sonst habt ihr aber nichts, das auf irgend einen Zusammenhang deuten, oder über den Ursprung eures Hauses einiges Licht verbreiten könnte?

Doch! antwortete Liljenholm, und wandte sich seitwärts, um eine Schnur herauszuziehen, die er unter den Kleidern auf der Brust trug. Hier, gnädigster Herr! fuhr er fort, indem er

dem Erzherzog ein Stück eines zerbrochenen altmodischen Ringes überreichte. Auch dieses ist ein heiliges Andenken meiner Urältern! Sie waren keine eingebornen Schweden; der Erste meines Stammes wurde vor zweyhundert Jahren als Kind aus Deutschland dahin gebracht, und es hat sich mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes die Sage in unserm Hause erhalten, daß jenes Kind von einem edlen Stamme, durch Zufall gerettet, oder entwendet, und von einem treuen Knechte, der ein geborner Schwede war, nach dem Vaterlande dieses letztern geführt worden sey. Jetzt nahm auch Mathilde den zerbrochenen Ring aus Liljenholms Hand. Ach Gott! rief sie mit einem leichtem Erschrecken: Ists möglich? Dieser Ring! Wartet einen Augenblick, Herr von Liljenholm! Ich bin sogleich wieder hier.

Sie eilte fort, und war in ein paar Minuten mit dem Ringüberreste wieder da, den sie bey den Gebeinen des unglücklichen Rudolph von Wiernitz gefunden hatte. Man fügte die Stücke zusammen, sie paßten vollkommen, und der Ring war ganz. Erstaunt hielt ihn der Erzherzog zwischen den Fingern, und betrachtete den wunderbaren Fund, und nun wurde Ma-

thilde aufgefordert, zu erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war.

Liljenholm wurde seltsam zu Muthe bey diesem Berichte. Ihm war, als lösten sich alle verworrenen Bilder seiner Seele in klare Gedanken auf, als finge er erst jetzt an, sich und die wunderbaren Führungen seines Lebens zu verstehen. Alles, was ihn umgab, schien sich mit ihm zu befreunden, diese Ahnenbilder umher im Saale, diese Rüstungen, die Menschen getragen hatten, deren Blut wahrscheinlicher Weise in seinen Adern rollte! Mathilde hatte schon eine Weile geendet, als er aus tiefem Nachdenken erwachend plötzlich aufsprang und rief: Edles Fräulein! Führt mich zu eurer Tante! Laßt mich der meine Ehrfurcht bezeugen, die wohl die einzige Übrige dieses Hauses ist! Mathilde zögerte; sie kannte die Denkart ihrer Tante. Doch ging sie endlich, aber es brauchte einige Zeit, bis es ihr gelang, den Widerwillen derselben zu überwinden. Sie nannte die ganze Sache ein Mährchen, den Fremden einen Abentheurer, und nur die Scheu vor dem Erzherzog vermochte sie endlich, seinem Liebling das geforderte Gehör nicht zu versagen.

Liljenholm trat ein. Frau von Wiernitz

schwieg einen Augenblick betroffen bey seinem Anblick denn es war die Gestalt jenes Ahnherrn, die sie nur zu wohl kannte, und an welche sie nie ohne geheimes Grauen dachte. Sie empfing ihn artig. Sie hatte sich vorgenommen, fremd und kalt gegen den Abentheurer zu seyn, aber es war etwas in dem Betragen des Jünglings und in seiner Gestalt, das ihr erst Achtung, dann sogar ein leises Gefühl von Wohlwollen aufdrang. So fremd ihrem Wesen diese Empfindung war, so wenig unangenehm schien sie ihr doch, und diese Stimmung gab ihr eine angenehme Freundlichkeit, welche auch den Jüngling in kindlicher Neigung zu ihr zog. Er faßte beym Fortgehen nicht ohne Rührung ihre Hand, und sagte: Wie es auch immer mit meiner Herkunft beschaffen seyn mag, edle Frau, Ihr erlaubet mir doch, Euch zu verehren, und Euch in den jetzigen Umständen meine Dienste anzubiethen, so geringfügig das ist, was ich Euch leisten kann. Frau von Wiernitz dankte ihm herzlich, und äußerte gegen Mathilden, als er fort war, daß sie sich nie einem Menschen in den ersten Stunden so geneigt gefühlt habe, als diesem Fremden, und daß sie sich diesen Eindruck durch nichts zu erklären wisse, als durch

das seltsame Spiel der Natur, die in seiner Bildung zufällig eine alte Gestalt ihres Hauses wiederhohlt habe. Von wirklicher Verwandtschaft, von jenem geheimnißvollen Zusammenhang wollte sie nichts wissen, und nannte Alles, was Mathilde erzählte, Werk des Zufalls. Selbst als man ihr die zwey Ringhälften und das Siegel ihres Hauses wies, hörten ihre Zweifel nicht auf; denn konnten nicht in zweyhundert Jahren ein paar unbedeutende Kleinigkeiten durch Ungefähr, und seltsame, obwohl sehr natürliche Ereignisse in allerley Hände gekommen seyn? Bey diesem fortwährenden Unglauben blieb nur noch ein Beweis übrig, das, was nach dem Ausspruch des Traumgesichts unter den Trümmern der Waldkapelle verborgen lag. Hier stellte sie ihnen jene tausend Bedenklichkeiten entgegen, die sie früher gegen Mathilden geltend gemacht hatte. Dießmahl entkräftete sie ein Wort des Erzherzogs. Man verfügte sich in den Wald, die Ruine wurde gefunden, der Grabstein erhoben. In einem metallenen Sarge lag neben Gebeinen und einigen Resten, die auf den geistlichen Stand des Begrabenen schließen ließen, eine Kapsel, und in derselben eine Schrift, die der Erzherzog entfaltete, und nicht ohne Mühe

die halbverblichenen alterthümlichen Züge entzifferte.

Es war eine Urkunde, mit Insiegel und Zeugen-Unterschrift gehörig verwahrt, und geschrieben am Sankt Thomas, des heiligen Zwölf-Boten-Tage im Jahre des Heils eintausen, vierhundert und fünfzig von dem damahligen Pfarrer des Orts, einem Mönch aus Kloster Zwetl, den sein Gewissen und Gefühl drängte, was er mit Grauen erlebte, und wovon der Zufall ihm die Mitwissenschaft aufgedrungen, der Nachwelt, zu vielleicht künftiger Vergütung, aufzubewahren. Der fromme Mönch bezeugte in dieser Schrift mit klaren Worten und aus dem Munde eines Augenzeugen, des treuen Biörn's, eines gebornen Schweden und Schildknappen Herrn Rudolphs, daß Max von Wiernitz der Mörder seines Bruders gewesen sey, daß Rudolph ihn im Gefecht vermieden, so lang er gekonnt, und daß er gegen den Bruder nur sein Leben vertheidigt habe. So sey er dann bald als ein Opfer seines brüderlich-frommen Sinnes gefallen, von dem unmenschlichen Sieger seiner Waffen beraubt, und sein Leichnam den wüthenden Kriegesgesellen zu Schimpf und Mißhandlung überlassen worden, die, als sie noch

Leben in ihm verspürt, ihn mit Händen und Füßen nicht weit von seinem Schloß am Boden angenagelt und mit Pfeilen auf ihn geschossen hätten, in welcher grausamen Lage er noch die Flammen seines Hauses aufgehn und seine geliebte Ehewirthinn in denselben elendiglich umkommen gesehn. Der treue Knecht Biörn aber hätte Mittel gefunden, mitten aus den Flammen das zweyjährige Söhnlein seines Herrn zu retten, und sich mit ihm zu dem Pfarrer, dessen Kirchlein und Haus ziemlich weit vom Schlosse im Föhrenwald lag, zu begeben. Einige Tage hielten sie sich daselbst verborgen; als aber ein ungewisses Gerücht sich verbreitete, daß das Kind gerettet, und also ein Erbe des ermordeten Herrn Rudolphs am Leben sey, wurden auf Befehl seines Bruders die schärfsten Nachsuchungen angestellt und ein Preis auf das Leben des armen Kleinen gesetzt. Nun, fuhr der Pfarrer in seinem Bericht fort, hielt ich nicht für rathsam, das Kind länger in meinem Hause, und in einer Gegend zu behalten, welche von den gottlosen Ketzern nach allen Richtungen durchstreift und unsicher gemacht wurde. Ich wurde also mit dem treuen Biörn dahin eins, daß er das kleine Herrlein einstweilen mit sich nehmen

und in seinem Vaterlande bey seinen Freunden, als wohin er zu gehen gedachte, bergen, zum Abzeichen aber der edlen Herkunft des Kindes ein Petschaft seines Vaters, welches mir als Geheimschreiber zur Aufbewahrung übergeben war, und überdieß jenen halben goldnen Fingerreif mitnehmen sollte, den die selige Mutter einst in einem Stündlein trüber Ahnung, in welchem ihr ihr und ihres Hauses entsetzliches Geschick vorging, vom Finger gezogen, mit Hülfe ihres Eheherrn zerbrochen, und selben sowohl als dem Kinde, als denen ihr liebsten zwey Wesen auf Erden, zum ewigen Andenken zu tragen befohlen, als Sinnbild, wie sie gleichsam auch ihr Herz zwischen ihnen getheilt habe.

Dieses that nun der Knecht auf mein Begehren. Er schied in der Nacht von mir, indem er das Kind in seinen Armen vor sich auf dem Pferd hielt, und verhieß mir mit einem heiligen Schwur, des Knaben treulich zu warten, ihn in der allein seligmachenden Kirche nach altem Glauben zu erziehen und ihm einst die beyden Abzeichen seiner Geburt bey reifen Jahren zu übergeben, wenn es mir nicht früher so gut werden sollte, ihm eine günstige Nachricht von einer etwanigen Veränderung der Dinge bey

uns zu geben. Aber, daß Gott erbarm! es hat sich nur Alles ins Schlechte verändert. Herr Max von Wiernitz ist aus Böhmen gekommen, um das Erbtheil seines von ihm erschlagenen Bruders in Besitz zu nehmen, und hauset nun nach seinem harten Sinn und ketzerischen Glauben über die armen Leute, die mit schwerem Herzen der besseren Zeiten und ihres vorigen Herrn gedenken. Auch ist Frieden und Ruhe aus der Gegend gewichen, und es zeigt sich das göttliche Mißfallen aus den hier verübten Gräuelthaten durch allerley erschreckliche Zeichen, welche seitdem jeden Sanct-Thomas-Abend sich im Schloß oder um dasselbe herum ereignen. Es ängstigen sich die Leute und wissen nicht recht, was das Ding bedeuten will. Ich aber weiß es nur zu gut, als den der treue Knecht von Allem belehrt, und der es vergeblich oft versucht hat, das Gewissen des ungerechten Räubers und Brudermörders zu rühren. Da solches nicht geschehen konnte, erkannte ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht sey, und daß er vielleicht dem gestrengen Herrn Max, wie einst dem Pharao, geflissentlich das Herz verhärtet habe, um dereinst ein Beyspiel der göttlichen Strafe an ihm oder seinem Hause aufzustellen. Somit habe ich

von jenen vergeblichen Versuchen abgelassen, mir es aber nicht verwehren können, die wahre Beschaffenheit der Dinge und das Geheimniß von dem eigentlichen Mörder meines geliebten Herren, wie auch von der Rettung und dem Leben seines Kindes, als rechtmäßigen und einzigen Herrn dieses Schlosses und aller dazu gehörigen Ländereyen, mit meiner Nahmensunterschrift und daran gehängten Insiegel, von drey glaubhaften geschwornen Zeugen unterschrieben, zu bekräftigen und auf künftige Zeiten aufzubewahren.«

Mit steigender Bewegung hörte Liljenholm die Schrift des guten Mönchs und in ihr das unläugbare Zeugniß seiner Abstammung verlesen. Der Erzherzog hieß ihn am Schluß desselben niederknieen auf dem Grab des ehrlichen Mannes, der vor zweyhundert Jahren treu und gewissenhaft für das Glück des Ungebohrnen gesorgt hatte. Dann zog er den Degen und sprach: Mit Vorbehalt der Genehmigung meines kaiserlichen Bruders und Herrn erkenne ich Euch hiermit als den einzigen und rechtmäßigen Besitzer und Erben des Nahmens und aller Güter der Freyherren von Wiernitz, und belehne Euch indeß im Voraus in meines Bruders,

des Kaisers, Nahmen damit. Steht auf, Herr von Wiernitz, und sehet diese Anerkennung nicht bloß als eine Handlung der strengsten Gerechtigkeitsliebe, sondern auch als einen Beweis an, wie gern ich Euch die mir und meinem Hause geleisteten Dienste zu belohnen geneigt bin!

Man kehrte nun ins Schloß zurück, wo Mathilde und die Tante mit sehr verschiedenen Empfindungen, aber Beyde mit gespannter Erwartung der Wiederkehrenden harrten. Der Erzherzog ließ sich sogleich bey der Besitzerinn des Schlosses melden, und stellte ihr, nachdem er sie die Urkunde hatte lesen lassen, in dem Rittmeister Liljenholm den eigentlichen Herrn von Wiernitz, und mithin ihren Verwandten und künftigen Eigenthümer der Güter vor, welche ohnedieß nach dem Tode ihres Gemahls dem Kaiser als obersten Lehnsherrn verfallen waren. Sie wußte nicht recht, wie sie diese Nachricht aufnehmen sollte; es war ein Streit in ihrem Herzen vom alten Stolz und frischer Neigung zu dem Jüngling, der ihr in den ersten Stunden so angenehm erschienen war. Aber Liljenholm oder Wiernitz wartete nicht, bis dieser Streit entschieden war. Er ließ sich vor seiner nunmehrigen Verwandten ehrerbiethig auf ein Knice nieder,

bath sie, ihm zu verzeihen, wenn diese Anerkennung unangenehme Gefühle in ihr erregt habe, und ersuchte sie, sich von nun an, wie bisher, als die einzige rechtmäßige Gebietherinn und unumschränkte Frau in diesem Schlosse zu betrachten, indem er, so lange sie lebte, wenn sie es ihm erlauben wollte, sie wie seine Mutter ehren, nichts ohne ihren Willen und ihre Zustimmung vornehmen, und sich als ihren Sohn betrachten würde, der ihr Gehorsam und Liebe schuldig sey. Frau von Wiernitz stand verlegen, bewegt vor ihm. Zum ersten Mahle seit langer Zeit erhoben sich in ihrem Herzen die sanfteren Regungen der Liebe und Dankbarkeit. Thränen drangen unwillkührlich aus ihren Augen, sie kämpfte gegen diese Rührung, aber sie ward ihr zu mächtig und mit hervorstürzenden Thränen und gebrochener Stimme sagte sie: In Gottes Nahmen, dessen heiligen Finger ich in der Führung dieser wunderbaren Ereignisse erkenne, nehme ich Euch als meinen lieben Verwandten, meinen Sohn, auf, den Gott mir noch im Alter geschenkt, und der mich zuerst das süße Muttergefühl gelehrt hat, das meinem armen Herzen bisher fremd geblieben! Sey mein Sohn, junger Mensch! setzte sie noch bewegter hinzu,

indem sie ihre Hand auf sein Haupt legte: Gott segne Dich, er vergelte Dir, was Du an mir thust, und Du trage Geduld mit deiner Mutter!

Bey diesen Worten sprang Wiernitz auf und umschlang mit Thränen die tief erschütterte Matrone, die an seinem Halse weinend die Seligkeit menschlich schöner Gefühle kennen lernte. Mathilde schluchzte, kein Auge im Umkreis blieb trocken, und als jene Beyden sich von ihrer heftigen Rührung erhohlt hatten, trat der edle Erzherzog hinzu, wünschte Beyden von ganzer Seele Glück, und stellte sich, um die Seligkeit seines Lieblings zu vollenden, als Brautwerber für ihn bey seiner neuen Mutter dar. Frau von Wiernitz besann sich einen Augenblick, sie fand das Glück für ein armes verwaisetes Fräulein fast zu groß, aber ihr Herz war nun einmahl besseren Gefühlen geöffnet, und so drangen die Liebenden und der edle Fürst mit Bitten leicht durch.

Der Erzherzog ordnete Alles an. Wiernitz durfte mit ihm noch einen Tag auf dem Schlosse verweilen, dann aber eilten sie Beyde den immer mehr zurückweichenden Schweden nach Mähren und durch Böhmen siegreich nach, entrissen ihnen alle bisherigen Eroberungen, und das schöne

Vaterland athmete wieder frey auf. Mathilde blieb bey ihrer Tante und sorgte und bethete indessen für den abwesenden Freund. Der Erzherzog aber schrieb selbst aus dem Lager an den Kaiser, schickte die Urkunde und die Kleinode mit und betrieb angelegentlich die Anerkennung und Belehnung seines Lieblings. Als aber der Feldzug geendet war, da kehrte Wiernitz an der Seite seines fürstlichen Beschützers zurück, und am Sanct-Thomas-Abend wurde die Hochzeit in Wiernitz mit anständiger Pracht gefeyert. Frau von Wiernitz, von den beyden Gatten mit kindlicher Liebe behandelt, lebte in ihren späten Jahren erst zum wahren Genusse des Daseyns auf. Die Schatten der Erschlagenen, gesühnet und zufrieden, daß das Erbe nun wieder in der Hand des rechten Besitzers war, kehrten still in ihre Gräber zurück, und kein unheimliches Ereigniß störte mehr den süßen Frieden der einsamen Burg, die nun wieder ein Aufenthalt der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit geworden war.

---

## IV.

# Carl's des Großen Jugendliebe*).

*) Die Grund-Idee dieser Erzählung ist aus den Sei Giornate des Sebastiano Erizzo, wo sie ein Paar Blätter einnimmt.

Die alten Geschichten, die Sänger der Vorzeit, ja selbst Monumente und Überbleibsel aus früheren Jahrhunderten erzählen uns von der besondern Liebe, welche Carl der Große zu der Stadt Aachen trug. Es war sein Lieblingssitz. Von ihm aus machte er seine Reisen durch das weit gedehnte Reich, dessen Gränzen seine Siege fernab gesteckt hatten. Dahin kehrte er aus glorreichen Kriegeszügen zurück, und genoß im Schooße seiner Familie und in dem Umgange mit gelehrten, und liederkundigen Männern seiner Zeit die Süßigkeiten einer kurzen Muße zwischen den Bewegungen eines kriegerischen Lebens. Dort auch ruhen seine Gebeine, dort wurden durch lange Jahrhunderte sein Kaiserornat und die Reichskleinodien aufbewahrt, dort empfing mancher seiner Nachfolger die deutsche Krone, und Aachen, die alte Reichs- und Krönungsstadt, stand bis in unsere Tage, ein ehrwürdiges Denkmahl alter Zeit, eine Art von Repräsentantinn des deutschen Reiches da, und

Carl's des Großen Geist schien sie noch verherrlichend zu umschweben.

Wohl weiß also die Nachwelt von dieser Neigung des großen Kaisers für diesen sonst durch keine auffallenden Reize geschmückten Ort; denn daß die Bäder, welche schon unter den Römern bekannt und auch späterhin bis in unsere Zeiten benützt waren, nicht die einzige Ursache seyn konnten, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß der rüstige Kriegsheld bey seinen Zügen und Heerfahrten, bey seinen weiten Reisen und der einfachen Lebensweise jener Zeit, keine Heilung und Belebung der erschlafften Nerven in jenen wohlthätigen Fluthen zu suchen brauchte. Des Kaisers Liebe rührte aus ganz anderen Gründen her, und es waren geheime wunderbare Bande, die ihn so fest an diesen Ort zogen.

Childerich, der letzte König aus Merovingischem Stamme, war durch Gottes Zulassung und die ungemessen anwachsende Macht seines Hausmayers Carl Martell entthront, das Reich von ihm und seinen Söhnen gewonnen, und Martell's Söhnen Pipin und Karlmann gegeben worden, die mit starker Hand nicht bloß die Franken, sondern auch die deutschen Herzoge, welche unwillig die Ober=

herrschaft von ehmahligen Hausbedienten ihres Königs ertrugen, in Gehorsam und Ordnung zu erhalten wußten.

Karlmann entsagte bald hierauf dem Throne, und begab sich in die Einsamkeit nach Montecassino, wo er als Benedictiner-Mönch lebte und starb; Pipin aber verwaltete das weite Reich mit Einsicht und Kraft, und sah freudig die Jugend seines Sohnes sich entfalten, und ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Da erschien plötzlich der heilige Vater selbst in Frankreich, um bey dem frommen und mächtigen Frankenkönig Schutz und Hülfe gegen Aistulph, König der Longobarden, zu erflehen, der von Pavia aus den heiligen Stuhl hart bedrängte, und nicht undeutlich seine Absichten merken ließ, nachdem er schon so manches schöne Besitzthum vom Erbtheil Petri abgerissen, endlich auch den Überrest und Rom selbst in seine Gewalt zu bekommen. Pipin empfing den heiligen Vater mit aller Freude und Ehrfurcht, die einem solchen Besuche gebührte, ließ sich nicht zwey Mahl mahnen, als Schirmvogt der bedrängten Kirche aufzutreten, und rüstete sich mit allen Kräften seines weiten Reiches zum Kampfe gegen den wilden König der Longobar-

den. Carl aber freute sich in jugendlichem Muthe der Gelegenheit, sein Schwert zu prüfen und dem verehrten Vater zu zeigen, daß er es nicht bloß zu Spiel und Schimpf bey Lustkämpfen, sondern auch in der ernsten Schlacht zu führen verstehe.

Als Aistulph von der Kriegsrüstung Pipins gegen ihn hörte, graute ihm vor dem Gedanken, sich mit dem mächtigen König der Franken zu messen. Er ließ Karlmann von Montecassino zu sich rufen und bath ihn, als Friedensbothe und Vermittler nach Frankreich zu gehen, und Aistulph's einzige Tochter, die schöne Floribelle, von deren Reizen der Ruf durch die ganze damahls bekannte Welt erschollen war, und für die schon viele hundert Lanzen waren gebrochen worden, Pipins Sohn Carl als Braut und Unterpfand des Friedens anzubiethen.

Mit diesem Antrage hatte Karlmann Pavia verlassen. Er hatte dem König, dessen Unterthan er geworden war, Gehorsam zusagen müssen; aber sein Herz war fern von diesem Auftrage, und ein Bündniß zwischen Floribelle und seinem Neffen ihm ein Greuel. Doch hatte er aus klösterlicher Pflicht alles pünktlich

ausgerichtet, auch gerathen und gebethen, als stünde sein Sinn vollkommen nach Aistulphs Gedanken. Doch als er seinen Bruder fest und von seinem Vorhaben nicht abzubringen sah, als er des jungen Carl Äußerung hörte, der durchaus keinen Wunsch hegte, mit der stolzen Longobardinn verbunden zu werden, als er seinem Versprechen und seinem Gewissen genug gethan hatte, da fiel er dem Bruder und Neffen freudig um den Hals, dankte ihnen für ihren Muth und ihre Treue gegen den heiligen Vater, und kehrte zufrieden wieder nach Italien in seine Zelle zurück.

Pipin aber zog über die Alpen und sein Sohn begleitete ihn. Sie lagerten vor Pavia. Damahls war Carl noch ein gar blühender Jüngling, freudig und kriegslustig, sein Sinn auf nichts als Waffenthaten, und Ruhm gestellt, und keine sanftere Neigung hatte noch den Weg zu seinem Herzen gefunden. Während nun die Belagerung durch den muthigen Widerstand der Belagerten langsam vor sich ging, streifte der fürstliche Jüngling bald auf kriegerischen Zügen, bald auch nur zur Lust oder jagend, in der umliegenden Gegend umher.

Auf einem dieser Züge, wo er sich, nur von

einem Waffenträger begleitet, sehr weit von dem Heer entfernt hatte, war er auf einen Haufen Feinde gestoßen, den er in freudiger Kampfeslust trotz der Abmahnung seines Waffenträgers aufforderte. Verächtlich hörte der Führer der Schaar die Aufforderung des einzelnen Streiters, und dachte ihn bald zum Schweigen und zur ewigen Ruh für seine Tollkühnheit zu bringen. Aber es zeigte sich anders; denn Carl führte seine Streiche so gewichtig und zugleich so besonnen, daß aus dem, was Jene für einen leichten Scherz hielten, ein sehr ernster Kampf wurde, in welchem endlich die meisten der Feinde erlagen, Carl aber so erschöpft und von mancher Wunde matt geworden war, daß er dennoch verloren gewesen wäre, wenn nicht auf die Nachricht einiger Landleute, welche den seltenen Kampf von fern gesehen hatten, und voll Achtung und Mitleid mit dem heldenmüthigen Streiter ins fränkische Lager geeilt waren, um ihm Hülfe zu bringen, ein kleiner Trupp der Seinigen hinausgeeilt und gerade noch zurecht gekommen wäre, wie eben Carl mit letzter Kraft sich vertheidigend vom Rosse zu sinken drohte. Bey Erscheinung des fränkischen Geschwaders, nahmen die Wälschen die Flucht, und jene er=

kannten mit Schrecken und Bewunderung in dem unbekannten heldenmüthigen Ritter ihres Königs Sohn.

Aber ans Zurückkehren ins ziemlich ferne Lager mit dem Erschöpften war nicht zu denken. Zum Glücke zeigte sich nicht weit davon im Grunde des Thals eine kleine Villa, zwischen Oliven-Bäumen halb versteckt, unter deren friedlichem Dache vielleicht Gastfreyheit und Ruhe für den wunden Fürstensohn zu hoffen war. Die Franken flochten eine Bahre von Zweigen, legten den Prinzen darauf und schritten langsam dem Hause zu. Eine betagte Pförtnerinn öffnete die festverschloßne Thür, aber sie zuckte die Achseln, als von der Aufnahme eines wunden Ritters in einem Hause die Rede war, das nur von einer adelichen Witwe und ihren Töchtern in klösterlicher Zurückgezogenheit bewohnt war. Der Nahme des fränkischen Königssohnes machte sie stutzen, sie eilte ihre Gebietherinn zu rufen. Eine bejahrte würdige Frauengestalt erschien, die Pforte öffnete sich sogleich, und Alles eilte, den Sohn des Fürsten zu empfangen, der das ganze Abendland mit seinem Ruhm erfüllt, und jetzt zum Besten der bedrängten Kirche das Schwert gezückt hatte. Carl wurde auf ein

köstliches Lager gelegt, und gleich sollte eine Jungfrau erscheinen, die in Behandlung der Wunden wohl erfahren war. Die Thür öffnete sich. Zwey Frauen von edlem Ansehen, aber bereits über die erste Jugendblüthe hinaus, traten ins Zimmer. Dunkle Haare und Augen, edle stolze Formen und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Zügen der Matrone zeigten auf den ersten Blick, daß dieß die Töchter der Frau vom Hause waren; auch wiesen Schnitt und Art ihrer Kleidung auf wälsche Sitte und hohen Stand. Aber ihnen folgte eine dritte Gestalt in weißer Nonnentracht, weiß verschleyert, die Leinwand und Büchsen mit heilenden Salben trug. Sie näherte sich mit zögerndem Schritt, die Matrone hieß sie ihr Amt antreten und den Schleyer zurückschlagen, der sie an Ausübung ihrer Pflicht hindern würde. Sie that es schweigend und der junge Ritter erblickte ein todtbleiches, aber so unendlich schönes Frauengesicht, zart und blauäugig, ernst und mild zugleich, daß er nie etwas so holdes, so rührendes gesehen zu haben glaubte. Ein hohes Roth überzog seine Wangen, sein Auge haftete an den stillen ernsten Zügen, aber die Nonne schien nichts davon zu gewahren. Sichtlich vermied ihr Blick,

dem des Kranken zu begegnen, und ein leises Zittern ging durch ihre Hände, als sie seine Wunden untersuchte und verband, die zwar in ziemlicher Anzahl aber so unbedeutend waren, daß nur Blutverlust und Kampfesermattung diese Erschöpfung konnten hervorgebracht haben.

Noch hatte sie kein Wort gesprochen und nur finster und eifrig ihr Werk betrieben. Nun aber, da sie fertig war, fragte sie eine der Frauen, wie es mit dem Prinzen stünde.

Es ist an keine Gefahr zu denken, sagte sie kalt, und mit einem Tone, der eher Unwillen als Vergnügen zu bezeichnen schien: Der Sohn des Pipin wird in ein Paar Tagen schon ins Lager zurückkehren können. Mit diesen Worten wandte sie sich um, ließ den Schleyer fallen, nahm ihr Geräthe zusammen, und verließ das Gemach.

Carl fühlte sich gereizt durch den kalten Unmuth, mit dem er sich von einer Person behandelt sah, die er nie gesehn, und also auch nicht beleidigt haben konnte. Er fühlte die Kränkung noch tiefer, weil diese Person im ersten Augenblick durch ihre Blässe und den stillen Kummer in ihren Zügen, so wie durch den lieblichen Eindruck ihres ganzen Wesens, seine zarteste Theil-

nahme erregt hatte. Ihr Bild stand beständig vor ihm, es war das erstemahl, daß eine Frauengestalt Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, und theils ihre Schönheit, theils ihr kalter Stolz beschäftigten ihn unablässig. Auch klang ihm ihr Wort: der Sohn des Pipin, seltsam und wie verächtlich in der Seele nach. Vergebens suchten die Frau vom Hause und ihre Töchter, durch Gespräche, Lautenspiel und Gesang, den geehrten Gast zu zerstreuen; ihm lag die Nonne und ihr Betragen im Sinn, und er konnte sich endlich nicht erwehren zu fragen, wer denn das klösterlich angekleidete Mädchen wäre, und ob sie mit diesen blauen Augen und dieser hellen Farbe wohl von wälscher Abkunft und eine Verwandte des Hauses sey?

Marozia, so hieß die Matrone, sah den Prinzen zweifelnd an, und schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: Ihr irret nicht, gnädiger Herr! Engelberta ist keine Wälsche, sie ist aus Fränkischem und sehr edlem Geblüte, und von ihren Verwandten mir zur Erziehung anvertraut worden.

Engelberta? wiederhohlte Carl und dachte in sich: Ein Engel ist sie wohl an Gestalt und hilfreicher Hand, aber nicht an Mit-

leid und Zartgefühl. Aber der Nahme klang ihm bekannt, nach und nach knüpften sich allerley halbverwischte Vorstellungen und Erinnerungen daran. Childerich hatte nebst dem Sohne, der mit ihm ins Kloster gebannt wurde, auch noch eine sehr junge Tochter gehabt, um die man sich nicht weiter bekümmert, und deren Spur verloren gegangen war. Es ward ihm, so wie er nachsann, immer wahrscheinlicher, daß diese Tochter Engelberta geheißen hatte. O Gott! dachte er: Wenn diese blasse Jungfrau Childerichs Tochter wäre — und durch meinen Vater und mich so unglücklich, so leidend! Und wenn sie mich um deßwillen haßte — und meiner doch hätte pflegen müssen in Übung kindlichen Gehorsams und christlicher Liebe!

Diese Gedanken wichen den ganzen Tag nicht mehr aus seiner Seele, sie regten sein Innerstes auf, sie brachten sein Blut in fieberische Wallung, sie scheuchten den Schlaf von seinen Augen. Als am andern Morgen Marozia zeitlich in sein Gemach trat, fand sie ihn merklich schlimmer und schickte eilig, die heilende Jungfrau zu hohlen.

Engelberta kam, eben so zögernd, eben so schweigend wie gestern. Sie trat ans Bette,

schlug den Schleyer zurück, und Carl fand nicht ohne Bestürzung heute die unverkennbare Ähnlichkeit ihrer Züge mit denen des fränkischen Königshauses, die er gestern nicht beobachtet hatte. Marozia machte sie auf den verschlimmerten Zustand des Kranken aufmerksam. Sie schien ungläubig, doch wollte sie anfangen den Verband zu lösen. Laßt das! sagte Carl, indem er ehrerbiethig aber sehr ernst ihre Hand zurückschob: Bemüht euch nicht weiter, edle Jungfrau! Ich fühle wohl, daß es schlimmer mit mir steht; aber das Lager meines Vaters ist nicht so fern, und es wird mir nicht das Leben kosten, wenn ich mich hinbringen lasse. Jetzt hob Engelberta das große blaue Auge auf, ihr Blick begegnete zum ersten Mahl dem des Kranken. Sie erröthete, sie schlug das Auge schnell zu Boden, und verwirrt, zitternd sagte sie: Erlaubt Herr Ritter, daß ich erst nach euern Wunden sehe, bis ihr einen Entschluß faßt, der euch vielleicht gefährlich werden könnte! — Noch einmahl wollte Carl sie hindern, noch einmahl schlug sie das blaue Aug' zu ihm auf, aber dießmahl mit so bittendem Ausdruck, daß er die aufgehobene Hand sinken, und, mit einem Seufzer sich abwendend, sie gewähren ließ.

Sie fand die Wunden merklich verschlimmert, eine zarte Regung des Mitleids feuchtete ihr blaues Auge, und ihre Hand zitterte beym Verbinden vor dem Schmerz, den sie dem Kranken machen mußte. Ihre Stimme, mit der sie der Matrone antwortete, die sie über den Zustand des Fürsten befragte, verrieth ihre innere Bewegung. Carl wandte sich herum: Und habt ihr denn auch eine Spur von Antheil für mich in der Brust? Engelberta's Thränen brachen hervor. Carl außer sich faßte die hülfreiche Hand, die ihn so schonend berührte, ihre Blicke begegneten sich, und Engelberta vergaß, daß sie vor dem Sohne des Feindes ihres Hauses stand. Haßt ihr mich nicht? fragte er noch einmahl. Engelberta blickte ihn mit den treuen blauen Augen an. — Er fragte sie nie wieder darum.

In kurzer Zeit hatten sich die jungen Herzen gefunden, verstanden, und ehe die wenigen Tage von Carl's Heilung vorüber waren, sich ohne Worte erklärt. Engelberta liebte den Sohn ihres Feindes und in Carl hatte sich der Gedanke lebhaft und freudig entzündet, durch das Anerbiethen seiner Hand, durch die Erhebung von Childerichs Tochter auf den Thron ihrer

Ahnen zum Theil das Unrecht wieder gut zu machen, das sein Herz in dem Verfahren seines Vaters nicht übersehen konnte.

Er war hergestellt, er mußte das gastfreye Haus verlassen, und ins Lager zu seinem Vater zurückkehren. Engelberta zitterte vor der Trennung, Carl fürchtete sie weniger, weil er in ihr das Mittel sah, sich mit seinem Vater zu erklären, und ihn für seine Wünsche zu stimmen, an deren Erfüllung sein jugendlicher Muth nicht zweifelte. In der wehmüthigen Stunde des Abschieds sagte er das Engelberten. Er drang in sie, noch so lange mit der Annahme des Schleyers zu zögern, zu welchem sie sich früher bestimmt hatte, bis er ihr den Erfolg seiner Unterredung mit Pipin melden würde. Er schwor ihr ewige Treue, und erhielt eben so heilige Versicherungen von ihr. So trennten sie sich, Engelberta trauernd, und mit wenig Hoffnung für ihr längst dem Schmerz und der Entsagung gewidmetes Leben, Carl voll frohen Muthes, und mit dem heiligen Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Der Vater empfing ihn froh und mit stolzem Gefühl auf den wackern Sohn; doch vergaß er nicht einige ernste Ermahnungen über das

zu tollkühne Wagniß hinzuzufügen. Die Belagerung hatte indessen bedeutende Fortschritte gemacht, Alles war in lebhafter Bewegung, die Ankunft des ritterlichen Königssohnes, des Lieblings vom ganzen Heere, beseelte die Krieger mit doppeltem Feuer. Pipin durfte hoffen, an sein Ziel, die Demüthigung des stolzen Aistulph, zu gelangen. Carl sah ihn in dieser guten Stimmung und er wagte es, ihm seine Liebe und seine Wünsche zu entdecken. Aber Pipins Stirn verfinsterte sich bey dem bloßen Nahmen der Tochter seines Feindes. Er ging in den heftigsten Zorn über, als sein Sohn ihm sagte, daß sie sich Treue gelobt, und er verboth ihm bey seinem Fluche, an diese Liebe zu denken, ja er ließ ihn nicht undeutlich merken, Engelbertens Schicksal würde von seiner Folgsamkeit abhängen.

Des Jünglings Liebe blieb unerschüttert. Vor dem Vater erwähnte er des Vergangenen mit keinem Laute, ja dieser konnte auch keine Spur von der Fortdauer dieses Verhältnisses entdecken. Dennoch sah Carl die Jungfrau zuweilen heimlich; aber er verschonte ihr zartes Gemüth mit der ganzen Last der ihnen drohenden Gefahr, er ließ sie nur einen leichten bald

besiegbaren Widerstand von Seite des Königs fürchten, und hoffte mit stillem Muthe und treuer Geduld, endlich doch an sein Ziel zu gelangen.

Aber wenn auch seine verborgene Liebe den Augen des Königs und der Kriegsfürsten sich entziehen konnte, so war sie doch nicht geheim genug, um den Augen der Eifersucht zu entgehen. Die schöne Floribelle, Aistulphs stolze Tochter, hatte mit grimmigem Zorn die Weigerung Pipins vernommen, und daß auch Carl, mit dem Vater einstimmig, ein Ehebündniß mit ihr verschmähet habe, mit ihr, um deren Hand und Minne so viele edle Ritter des Abend- und Morgenlandes gern ihr ganzes Leben gedient, und Blut und Ehre daran gesetzt hatten. Sie schwor dem Frankenkönig und noch mehr seinem stolzen Sohne bittern Haß, und forderte die Ritter, die ihr hoffnungslos und doch treu dienten, auf, die Schmach ihrer Schönheit an dem Unwürdigen zu rächen.

So waren die Sachen gestanden, ehe Pipin und Carl mit dem Heere vor Pavia erschienen, und der fränkische Prinz hatte schon manchen Strauß mit den Rittern der stolzen Floribelle auszufechten gehabt, und manchen

von ihnen in den Sand gesetzt, ohne daß es Einem gelungen wäre, ihn die Übermacht von Floribellens Reizen fühlen zu machen. Als dann das Frankenheer im Angesicht der Stadt aufgezogen war, die Ritter vor den Reihen der Ihrigen hin und her sprengten, da lockte Neugierde und Rachelust auch Floribellen mit ihren Frauen auf den Wall, um von weiten die feindlichen Geschwader zu schauen. Zur Seite hatte sie den Greis Catenides, einen Griechen von Geburt, und Lehrer ihrer Jugend in allen Wissenschaften und Künsten dieser gebildeten Nation, vom Kaiser von Byzanz eben deßwegen Aistulph zugesendet, und von diesen außer der Erziehung seiner einzigen Tochter, noch um seiner Erfahrung und Staatsklugheit willen in allerley wichtigen Geschäften gebraucht. So war Catenides auch mit dem Abgesandten der Longobarden in Paris gewesen, und hatte den Hof Pipins, die Ritter, die Fürsten, ihre Sitten und ihren Kriegsruhm, halb mit Bedauern der dunkeln Rohheit, halb mit Furcht vor so vieler Kraft und einfacher Tugend kennen gelernt. Dieser nun begleitete die Fürstinn, und mußte ihr auf ihr Verlangen nennen, wen er von den Heeresfürsten und andern Rittern kannte.

Schon zweymahl hatte einer der jüngsten Ritter, aus dessen aufgeschlagenem Helmsturz ein Gesicht voll Jugendblüthe, ritterlichen Muthes und treuen Sinnes blickte, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, schon zweymahl hatte sie den Greis befragt, und immer hatte dieser ihre Frage zu überhören geschienen. Floribelle wurde ungeduldig. Sie stellte die Frage noch einmahl, und in einem Tone, der dem Alten zeigte, er dürfte sie nicht wieder fallen lassen. So beugte er sich tief und sagte: Ihr gebiethet es, edle Frau! Wohlan denn, so erfahret! Der junge Ritter, dessen edle Gestalt und ritterlich Benehmen euch so sehr zu gefallen scheint, ist Niemand anderes, als der Sohn des fränkischen Königs selbst, Carolus oder nach ihrer Aussprache Carl genannt.

Floribelle erblaßte, und gleich darauf überzog eine glühende Röthe ihr Gesicht. Das also war der Sohn ihres Feindes, der Mann, der allein unter seinem ganzen Geschlecht es wagen durfte, ihre Reize gering zu achten, und ein Gut zurückzuweisen, für das Andere mit tausend Freuden ihr Leben gewagt haben würden? Von nun an folgte ihr Auge wie bezaubert jeder Bewegung des jungen Prinzen, und

der Entschluß, er soll mein werden, bildete sich immer heller und klarer in ihrer Seele aus.

Indessen waren alle jene kleinen Begebenheiten vorgefallen, und Floribelle hatte nicht so bald erfahren, daß Carl wieder ins Lager zurück sey, als sie einen schlauen vertrauten Sclaven durch die Wachen bis ins feindliche Lager zu schicken wußte, der dem fränkischen Königssohn Bothschaft von dem Sieg, den er unwissend über das Herz seiner Feindinn erfochten, von seinem Glücke, und von frohen Hoffnungen Kunde bringen sollte. Aber Carl hörte ihn ungerührt an, ja er bedurfte aller höflichen Rücksicht, die des Ritters Pflicht gegen jede, auch unbekannte Dame war, um nicht in Unmuth aufzuflammen, als der Vertraute ihm Floribellens Bild einhändigte, und er nun sah, welche üppigen, glühenden Reize er für das stille, fromme Bild eintauschen sollte, das in seinem Herzen lebte.

Floribelle entglühte vor Wuth und Schaam, als ihr der Sclave einen ehrerbiethigen, aber eiskalten Gruß, und ihr Conterfey dazu, wieder zurückbrachte. Allein es war zu viel von Liebe in dieser Aufwallung, als daß sie nicht die Schaam und den Zorn überwälti-

gen, und Floribellen hätte antreiben sollen, neue Versuche zu machen. Sie wußte ihren Vater dahin zu bringen, daß er abermahls eine Bothschaft mit noch annehmlichern Bedingungen ins Lager der Franken sandte; und da grade um diese Zeit Nachricht an Pipin kam, daß die Wenden und Sachsen an den äußersten Grenzen seines Reiches in unruhiger Bewegung wären, glaubte man zu Pavia, es sollten diese Umstände den König zu einer günstigen Antwort bestimmen.

Wirklich schien es auch, als ob Pipin nicht übel geneigt wäre, sich in Unterhandlungen einzulassen; aber Carl erklärte fest und bestimmt, er werde nun und nimmer Floribellen seine Hand reichen, er sey bereit, seines Vaters Schlachten mit seinem Blute, seinem Leben zu kämpfen, nie aber sich zum Werkzeug und Pfand eines Vertrages herzugeben, den er nicht gut heißen, und der seinem Vater und ihm nie zur Ehre gereichen könnte. Carls Weigerung wurde durch eine Gesandtschaft unterstützt, die von Rom kam, und den König aufmahnte, mit dem Feinde der Kirche in keine Verhandlungen einzugehen. Pipin ermannte sich zu neuem Widerstand, Aistulphs Anträge

wurden verworfen, und die Belagerungsarbeiten, die ein paar Tage still gestanden hatten, begannen mit erneuter Kraft.

Floribelle hatte zu gute Kundschafter überall, im fränkischen Lager sowohl, als in der Gegend, um nicht bald zu erfahren, daß Carls trotzige Weigerung die nächste Veranlassung zur Erneuerung der Feindseligkeiten gewesen war, und woher diese ihrer Eitelkeit ganz unbegreifliche Kälte des Jünglings gegen sie stamme. Sie erfuhr seine geheime Liebe zu der schönen Engelberta, und beleidigter Stolz, Eifersucht und Rachgier regten ihr Herz in wilder Gährung auf. Sie erkannte nun wohl, daß hier nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nichts zu hoffen sey, und sie beschloß, alles, selbst das Unnatürlichste und Grauenhafteste zu wagen, um ihrer Liebe und ihrem gekränkten Stolz Befriedigung zu verschaffen.

Pipin, der den wahren Grund von seines Sohnes Weigerung eben so wohl kannte, als Floribelle, hatte ihm, obwohl er in Rücksicht Floribellens keinen Gehorsam forderte, doch von Neuem mit der härtesten Behandlung, ja mit seinem Fluche gedroht, wenn er die thörichte Liebe zu der Tochter des verstorbenen

Childerich nicht aufgäbe. Aber der stolze Frankenkönig hatte entweder in der Jugend nicht geliebt, oder schon vergessen, wie ihm damahls zu Muthe gewesen war. Carls Neigung zu der unglücklichen Jungfrau, die ihr und ihres Hauses Mißgeschick mit so viel Würde und frommer Demuth ertrug, die ein zartes Mitleid an ihren bittersten Feind gezogen, und der seine Tugenden das Herz bezwungen hatten, ließ sich nicht von des Königs Drohungen und Scheltworten bannen, vielmehr glühte sie still fort, und wuchs noch höher nach jedem solchen Sturme, womit Pipin sie recht mit der Wurzel auszureissen meinte.

Heimlicher, seltener als vorher, aber nur desto sehnsüchtiger und zärtlicher sah Carl seine Engelberta. Das einsame Landhaus unter den Olivenbäumen war ein Himmelreich für ihn und jede Stunde, die er verstohlen und seelenvergnügt an Engelbertens Seite unter sittigen, zarten Gesprächen von ihrer gegenseitigen Liebe zubrachte, ein Vorgenuß jener Freuden, die seiner einst in den Chören der Engel warteten.

Eine kriegerische Sendung, wozu sein Vater seiner bedurfte, und der er sich um keinen Preis hätte entziehen wollen, hielt ihn viele

Tage vom Lager und von seiner Liebe fern. Aber er kam wieder, stattete seinem Vater den Bericht ab, der ihn vollkommen zufrieden stellte, und schickte sich an, so bald es möglich war, ins Olivenwäldchen zu eilen. Er hatte es erreicht, er stieg vom Pferde und gab dieß dem Knappen, der ihn jederzeit begleitete. An der Stelle im Wäldchen, wohin ihm Engelberta sonst immer entgegen gekommen war — war Niemand. Er ging weiter, kein Mensch kam ihm entgegen. Schon blickte das Haus durch die nahen Gesträuche, keine Engelberta war zu sehen. Eine bange Ahnung ergriff des Jünglings Herz, seine Liebste könnte krank seyn. Das Thor war verschlossen, er pochte, die alte Aufwärterinn erschien, ihre trübe Miene verkündete nichts Gutes. Carl erblaßte, wie er sie ansah. Wo ist das Fräulein? Was fehlt Engelberten? fragte er hastig. Die Alte zuckte schweigend die Schulter, und wies ihn zu ihren Frauen, die um den Rahmen versammelt im Eingangsgemach saßen. Engelberta war nicht unter ihnen, und Marozia stand auf, wie sie den fränkischen Königssohn erblickte, ging ihm mit trübem Anstand entgegen und sagte: »Gnädiger Herr! Ich weiß, warum Ihr kommt, ich weiß, was Ihr

sucht, aber Engelberta ist nicht mehr bey uns.« Carl trat bestürzt zurück. Und wo ist sie? Warum ist sie fort von hier? Jetzt brachen die Thränen der Matrone hervor, und auch ihre beyden Töchter begannen zu weinen. »Um des Heilands willen, edle Frau, was ist vorgegangen? Wie hat Engelberta Euch, wie hat sie mich verlassen können?« sagte der todtbleiche Jüngling, indem er sich zitternd an dem Thürpfosten hielt.

Marozia hatte sich gefaßt, die Töchter näherten sich. Nach manchen Fragen und Erläuterungen erfuhr endlich Carl, daß Engelberta vor einigen Tagen, als sie Abends ihrer Gewohnheit nach im Olivenwäldchen gelustwandelt hatte, nicht wieder zurückgekommen sey, und Landleute aus der Gegend ausgesagt hätten, daß sie in derselben Nacht mehrere wohlbewaffnete Reiter in unkenntlichen Waffen durch die Wälder, die sich von hier bis hinter die Stadt zogen, haben sprengen gesehen, wovon einer ein dicht verschleyertes Frauenzimmer, die sich in seinen Armen zu sträuben schien, vor sich auf dem Pferde gehalten hätte.

Engelberta war entführt. Von wem? Das wußte Niemand. Carls erster Verdacht

fiel auf seinen Vater. Er äußerte indeß nichts davon; aber nach einem dumpfen Schweigen fuhr er plötzlich in die Höhe, reichte Marozia die bebende Rechte und sagte: »Ich bringe Euch Engelberta oder doch Kunde von ihr, so wahr mir Gott hilft!« Er wandte sich um, und verließ schnell das Haus. Dann schwang er sich aufs Pferd, und ritt unter stetem Zurückdrängen der hervorbrechenden Thränen ins Lager. Je mehr er der Sache nachdachte, je weniger schien es wahrscheinlich, daß sein Vater hier die Hand im Spiele gehabt hätte. Hatte er doch längst um diese Liebe gewußt! Hätte er doch schon früher andere, weniger gewaltsame, unritterliche Maßregeln ergreifen können, wenn er so viel von Engelbertas Nähe fürchten zu müssen geglaubt hätte! Wenn aber sein Vater sie nicht hatte rauben lassen, so standen seine Gedanken vollends still, und er wußte nicht, was er denken sollte.

Angekommen im Lager, war sein erster Weg zu Pipin, und mit der Demuth eines Sohnes, aber mit dem Muthe eines Ritters, und der Angst eines liebenden Herzens fragte er ihn geradezu, ob er Engelberta rauben zu lassen für nothwendig befunden habe. Pipins Er-

staunen, sein ausbrechender Unwille, ja eine Regung von Mitleid mit dem Schicksal der unglücklichen Königstochter, die Carl mitten aus den finstern Äußerungen seines Vaters hervorbrechen zu sehen glaubte, entwaffnete schon jetzt den Verdacht, den er im Anfange noch gehegt hatte. Als er aber dem Vater geradezu die Rechte darhielt, sagend: »Wenn ihr unschuldig an dem Raube der Unglückseligen seyd, so schlagt ein,« und Pipin ihm treuherzig die Hand schüttelte, da stürzte der Jüngling weinend zu des Vaters Füßen, und flehte um Verzeihung seines Argwohns und seiner kühnen Frage, und weinte am Herzen des Vaters, der liebend sein trauerndes Kind umfaßte, und zu sich hinauf zog.

Pipin gab selbst die gemessensten Befehle, dem Räuber der fränkischen Jungfrau auf die Spur zu kommen; denn so weit sein Heer lagerte, so weit fränkische Wachen standen, sollte die Unschuld sicher, und weibliche Ehre geborgen seyn.

Drey ängstliche Tage vergingen. Carl war überall. Kein Busch, kein Haus blieb undurchsucht. Am vierten Morgen kamen einige Reisige

mit der Nachricht zurück, daß sie Kunde von der Jungfrau geben zu können glaubten.

Ziemlich weit von Pavia, im Innersten eines dichten Gehölzes, lag eine Höhle, von Moos, Epheu und Sträuchen überwachsen, der Aufenthalt giftiger Schlangen und grauenhaften Nachtgeflügels aller Art, das den Wanderer, welcher sonst zu Mittagszeit in ihrer kühlen Dunkelheit Schutz vor den Strahlen der Sonne gesucht hatte, mit Gezisch und fürchterlichen Flügelschlägen zurückschreckte. Niemand nahte mehr dieser Grotte, ja seit Menschengedenken vermied jeder Reisende selbst den Umkreis derselben; denn ein grausiges Gefühl umfing und allerley gräßliches Wesen begegnete dem, der sich unvorsichtig nahte, und strafte den kühnen Vorwitz. Die Sage erzählte, daß im finstern Bauch der Höhle eine furchtbare Zauberinn ihr Wesen treibe, und aus dem Blute, den Locken ermordeter Kinder oder junger Leute, die sie auf irgend eine Art in ihre Gewalt zu bekommen wüßte, langsam tödtende Gifte, Liebestränke, oder andern furchtbaren und unauflöslichen Zauber bereite. Die mißhandelten Leichen, das vergossene Blut fanden sich zuweilen, aber die strafende Gerechtigkeit hatte es noch nie ge-

wagt, in das Innere dieses von höllischen Mächten vertheidigten Aufenthalts zu dringen, und die Verbrecherinn, die daselbst hauste, zur Strafe zu ziehen.

Unweit dieser Höhle nun hatten Carls Reisige den Leichnam einer in Nonnentracht gekleideten wunderschönen Jungfrau gefunden. Ihr langes blondes Haar war auf einer Seite abgeschnitten, in ihrem Busen, gerade über dem Herzen, die Todeswunde, und ihre zarten Hände trugen Spuren von Fesseln. Die Reisigen brachten die Leiche, und Carl warf sich in wildem Schmerz über sie hin; denn es war Engelberta. Auch Pipin eilte mitleidsvoll herbey, und die Feldfürsten seines Heeres umstanden in ehrfürchtiger Stille die Gruppe, und ehrten durch ihre Trauer den Schmerz ihres geliebten Herrn. Dann ward Engelberta's schöne Leiche aufgehoben, auf ein Prunkbett ihrer hohen Geburt gemäß, das brennende Kerzen und frommes Gebeth der Priester umgaben, gelegt, und am andern Tage in der Kirche des nächsten Klosters feyerlich bestattet.

Carl war in dumpfem Schmerz der Leiche gefolgt und nur mit Mühe konnte sein Vater ihn bereden, die Gruft zu verlassen, in der sein

Liebstes auf der Welt, nun auf immer vor seinen Blicken verborgen, ruhte. Aber er war kaum im Lager angelangt, als sich eine neue unbegreifliche Empfindung in seinem Herzen regte. Eine heftige Sehnsucht ergriff ihn und zog ihn nach den Mauern von Pavia. Dort — dort, meinte er, müsse das Glück seines Lebens wohnen! Dorthin zog es ihn mit unaussprechlicher und ganz wunderbarer Macht!

Er verstand sich selbst nicht, und wäre eine Täuschung bey so klarem Augenschein möglich gewesen, so würde er geglaubt haben, man habe ihn mit einem Gaukelspiel geäfft, Engelberta lebe noch und sey in Pavia, und dorthin ziehe ihn die Gewalt der Liebe. Zwey Tage vergingen so in räthselhafter Spannung, der nur die Beschäftigungen des Lagers, die Kämpfe und Gefahren der Belagerung und der Stürme einen Theil der peinlichen Wirkung benahmen, die sie auf den Prinzen hatte. Aber am dritten Tage, als er in tiefen Gedanken über diese wunderbare Sehnsucht in seinem Zelte saß, sieht er plötzlich etwas vor sich auf dem Boden schimmern. Er hebt es auf. Es ist das Gemählde eines sehr schönen Frauenzimmers. Er betrachtete es näher, es ist Floribel-

lens Bild, das er schon einmahl in Händen gehabt, und, wie er glaubte, der Eigenthümerinn zurück gestellt hatte. Auf einmahl fuhr es wie eine helle Flamme in seiner Seele empor. Es war klar in ihm, er verstand sich ganz. Das war der Gegenstand, wornach ihn seine unbegreifliche Sehnsucht zog, das der Inbegriff aller seiner Wünsche, das Ziel aller seiner Bestrebungen. Er liebte Floribellen, das Urbild des Conterfeys, das er in Händen hielt, und er mußte zu ihr, sie sehen, ihr seine Gluth gestehen oder sterben.

Als der erste Sturm des berauschten Gefühls vorüber war, stand er finster in sich versunken da, die Wandelbarkeit seines Herzens, seinen Verrath an dem Andenken der kaum erkalteten Liebsten bitter scheltend, und sich selbst mit den heftigsten Vorwürfen strafend. Ach Engelberta war ihm noch theuer, in die Sehnsucht nach der neuen Geliebten mischte sich wunderbar seine alte Liebe, und Floribelle und Engelberta schmolzen in seinem bethörten Sinn in ein unbegreifliches Eins!

Tief vor jedes Menschenblick und Ohr verbarg er schaamroth und unwillig die Schmach seines flatterhaften Herzens. Niemand, niemand

sollte wissen, was in seiner Brust vorgegangen war, und wie schimpflich schnell die zärtlichste Liebe zu dem stillen Engel sich in eine verzehrende Gluth gegen ein Wesen verwandelt hatte, das ihm einst mehr als gleichgültig, das ihm widrig erschienen war. Er war sich selbst ein Räthsel und Abscheu, aber er konnte dem heißen Drange, der ihn zu Floribellen zog, nicht widerstehen.

Pavia ward indeß mit jedem Tage härter bedrängt, und Aistulph, der keine Hoffnung auf Hülfe oder Ersatz mehr hegen konnte, dessen Streiter sich mit jedem Kampf verminderten, während die Lebensmittel abnahmen, und Hunger und Seuchen zu herrschen begannen, entschloß sich endlich, in Pipins harte Bedingungen zu willigen, und Alles herauszugeben, was er dem heiligen Vater entzogen hatte. Für sich hatte der Frankenkönig nie etwas verlangt. So willigte er freudig in die Vorschläge der longobardischen Gesandten, der Vertrag wurde unterzeichnet, die Thore der Stadt öffneten sich, und Aistulph selbst, von der schönen Floribelle und vielen Großen seines Hofes begleitet, zog mit fürstlicher Pracht in das Fränkische Lager, um seinen Sieger zu bewillkommnen.

Carl erblickte den Gegenstand seiner Leidenschaft; er flog auf sie zu, er achtete nicht des Hofceremoniels, und Floribelle, die längst schon für den Sohn ihres Feindes geglüht hatte, ließ ihn in Blicken und Worten errathen, daß er keine Unempfindliche liebe.

Nun hatten sie Beyde erreicht, was sie so heftig zu verlangen schienen. Aber ganz anders gestaltete sich die Freude darüber in Floribellens und Carls Brust.

Wenn die Befriedigung lange genährter Wünsche Floribellen mit freudiger Ruhe, ja mit Stolz erfüllte, wenn sie am Ziele langen Strebens nun mit dem Gefühle, ja mit dem Übermuth der Sicherheit ruhte, so trieb eine peinliche Unruhe ihren unglücklichen Liebhaber umher. Eine unbegreifliche Sehnsucht zog ihn zu Floribellen, wenn er sie nicht sah; eine viel begreiflichere Gleichgültigkeit, ja eine Art von Widerwillen schreckte ihn in ihrer Gegenwart von jeder vertrauteren Annäherung, jeder Herzensergießung zurück. Es war kein süßes Zusammenklingen verwandter Seelen, es war kein weiches Hinneigen zu dem liebevollen vertrauten Herzen, kein zartes Verstehen der tiefsten leisesten Regungen ohne Worte, wie bey

Engelberte. Eine verzehrende Gluth loderte im Innersten, sprach sich in trunkenen Blicken aus, hielt ihn unentfliehbar in der Nähe des heißumfaßten Gegenstandes, und keine Befriedigung folgte diesem Verlangen, kein Blick, kein Ton, keine Äußerung des geliebten, eben so glühend liebenden Wesens entsprach dem, was der andere Theil erwartet hatte. Carl fühlte das mit peinlichem Widerwillen gegen sich selbst. Reue über seine Wandelbarkeit, und ein dunkles geheimes Gefühl, das unterdrückt und verborgen ihn mit wehmüthiger Gewalt an das Andenken der verstorbenen Geliebten zog, theilten seine Seele in eben so viel widerstreitende Mächte, die sich unter einander bekriegten.

Floribelle, triumphirend, den stolzen Gegner endlich besiegt und in ihren Fesseln zu halten, suchte es nun durch ihren Vater so weit zu bringen, daß ein feyerliches Eheband den Geliebten unauflöslich vor der ganzen Welt an sie kette, und ihr mit seiner Hand die Krone der Fränkischen Königinnen sichere. Aber hiervon wollte Pipin, den die schnell geänderte Gesinnung seines Sohnes auf das höchste aufbrachte, nichts wissen. Aistulph und seine Tochter, das Betragen des Longobardischen Hofes während

der ganzen Zeit, die Sitten der Wälschen überhaupt widersagten seinem Innersten, und was er vorher aus Ehrfurcht für den heiligen St‧hl nicht angenommen, schlug er nun aus eigenem Widerwillen aus. Ja er brach bald darauf mit dem Heere von Pavia auf, und hoffte eine Neigung, die so schnell und unvorbereitet entstanden war, würde nun auch wohl eben so schnell durch Zeit und Entfernung verschwinden. Aber er hatte nicht auf die Art dieser Liebe und den Scharfsinn der Verliebten gerechnet. Carl fühlte, ja er wußte bestimmt, daß er ohne Floribellen nicht leben könne, und sie hatte nichts weniger als den Gedanken aufgegeben, einst noch das Ziel ihrer Wünsche, Carls Hand und Krone zu erhalten.

So unterrichtete sie den in derley Künsten neuen Jüngling. Ohne Widerrede folgte er dem Vater und dem Heere. Keine Klage schien die Trennung zu bedauern; aber am Ende des dritten Tages fand sich ein niedlicher Mohrenknabe zu den Troßbuben des Heeres. Seine Artigkeit, sein geschicktes Wesen empfahlen ihn bald überall. Carl hörte davon, und nahm ihn sogleich in seine Dienste. Floribelle folgte dem Geliebten in dieser Verkleidung bis nach Deutschland,

und wußte durch tausend Künste und Ränke den Argwohn Pipins und die Aufmerksamkeit des übrigen Hofgesindes zu täuschen. Als sie in Aachen angelangt waren, brachte sie Carl in das Haus einer ihm ergebenen Edelfrau. Dort legte sie die Kleider wieder an, die ihrem Geschlecht und Stand gebührten, und der seltsame Liebesbund dauerte eine Weile fort, wie er vor Pavia begonnen hatte.

Aber nicht lange erfreute sich Floribelle hier des mühsam errungemen Vortheils. Sie fing an zu erkranken, sie welkte sichtbar hin, ohne daß irgend Jemand eine eigentliche Ursache dieser Krankheit aufzufinden im Stande war. Carl in höchster Verzweiflung schrieb sie den Beschwerlichkeiten der Reise und dem ungewohnten rauhen Klima zu, das verderblich auf die weiche Südnatur wirkte. All sein Schmerz, alle Hülfsmittel, die er anwenden ließ, alle Pflege und zärtliche Sorgfalt waren indeß nicht vermögend, den unaufhaltsam dahin fließenden Strom dieses Lebens zu hemmen. Die Klagen der unglücklichen Floribelle, die sich in der Blüthe der Jugend und Schönheit dahin sterben sah, ihre frevelnden Gesinnungen, ihre gewaltsame Spannung, die zwischen unchristli-

cher Verzweiflung und wildem Trotze gegen den Schöpfer wechselte, stießen den frommen Carl eben so heftig von ihr ab, als eine unerklärliche Neigung ihn auf der andern Seite an die verblühte, fast reizlose Geliebte fest hielt. Endlich erbarmte sich der Tod seiner Qual und ihrer Leiden. Floribelle starb, aber selbst ihr Erbleichen lös'te nicht das Band dieser mächtigen Liebe. Carl blieb mit eben dem Eigensinn an die entseelte Hülle gefesselt, mit welchem er vorher die Lebende umfaßt hatte. Er ließ die Leiche mit den köstlichsten Spezereyen einbalsamiren, mit königlichem Schmucke zieren, und saß Tag und Nacht an dem offenen Sarge. Er wollte nicht dulden, daß man sie beerdige, und ließ sich durch kein Zureden, selbst nicht durch den strengen Befehl seines Vaters, der endlich von der rasenden Leidenschaft und dem thörichten Beginnen seines Sohnes war unterrichtet worden, von der Leiche trennen. Pipin erschien nun selbst in dem Zimmer, worin die vergötterte Geliebte auf prächtigen Decken, von der sinnreichen Liebe aufs kostbarste geschmückt, lag, und er fuhr entsetzt vor der Gestalt zurück, an der bereits der Tod seine zerstörende Gewalt zu äußern anfing. Alle Anwesenden fühlten dasselbe

Grauen wie er, nur der verblendete Sohn schien nichts davon gewahr zu werden, und diesen Gegenstand des Entsetzens mit eben der Liebe zu betrachten, wie einst die blühende Schönheit. Da trat der Erzbischof von Cölln, ein frommer Mann, den, in Gottesfurcht und Heiligkeit wandelnd, die Täuschungen der Welt und der Hölle nicht blenden konnten, zur Leiche hin, und sprach, nachdem er sie lange betrachtet hatte: »Es will mich bedünken, als läge hier etwas Widernatürliches zum Grunde. Mit Gottes Hülfe wird es sich aufklären. Er verließ hierauf mit allen Übrigen das Gemach, und verharrte die folgende Nacht vor seinem Bethschemmel in andächtigem anhaltenden Gebethe zu Gott um Erleuchtung.

Als er gegen Morgen seine Schlafstelle und die Ruhe suchte, senkte sich ein wunderbarer aber heller Traum auf ihn nieder. Er sah sich im Schlunde einer tiefen dunklen Höhle, die nur durch den Schein eines Feuers erleuchtet wurde, über welchem ein Kessel schwebte, während ein furchtbares Zauberweib, Sprüche murmelnd, um denselben herschritt. Am Boden, nicht weit davon, lag eine todte, ermordete Jungfrau, weiß und bleich, lieblich und sittig,

wie eine geknickte Lilie; aus ihren blonden Locken, und aus dem Blute ihres Herzens, das die Zauberinn auffing, bereitete sie einen gräßlichen Zauber in dem Kessel über der Flamme. Dichte Rauchwolken wallten empor, umhüllten die Zauberinn, die Leiche, das ganze Bild. Sie zerflossen nach und nach. Eine königliche, wunderschöne Frau, die er alsobald für Aistulphs Tochter erkannte, stand vor dem Zauberweibe, und empfing von ihr einen breiten goldenen Ring, den sie ansteckte und der ihren linken Arm nahe am Herzen umspannte.

Hier erwachte der fromme Bischof; aber er hatte genug gesehn, und dankte Gott inbrünstig für die Erleuchtung. Dann begab er sich in das Haus, wo die Todte lag, erhielt es durch sein Ansehn von dem liebeverlornen Prinzen, daß er ihn auf einige Augenblicke allein bey der Leiche ließ, suchte an ihrem reichbekleideten Arm das Armband, zog es ab, und verließ das Gemach. Carl betrat es sogleich wieder, aber er starrte vor Entsetzen zurück, als er die Leiche erblickte. Schaft mir den gräßlichen Anblick weg! rief er: Beerdigt dieses Bild der Zerstörung!

Man gehorchte schnell und freudig. Carl hohlte tief auf Athem, sah um sich her, wie ein

aus schwerem Schlummer Erwachender, und Thränen um Engelberta, und Klagen um ihren Tod waren der erste Laut seines sich wiederfindenden Herzens. Der ganze Zeitraum zwischen ihrem Verlust und diesem Augenblick schien in Vergessenheit versunken. Floribelle, seine rasende Leidenschaft für sie, Alles, was von Pavia an bis hier in Aachen mit ihm vorgefallen war, schwebte ihm nur wie Bilder eines ängstigenden Traumes vor.

Aber der fromme Bischof, als er merkte, wie der junge Prinz ihm (seit er das magische Armband bey sich trug) mit unerhörter Liebe und Anhänglichkeit überall folgte, warf, um sich jedes teuflischen Verkehrs zu entledigen, den Armring in einen Teich nicht weit von Aachen.

Sein Ufer wurde von nun an Carls liebster Aufenthalt. Aus seinen stillen Wogen schien ihm oft das Bild der verklärten Geliebten empor zu steigen. Hier ruhte er am liebsten von seinen schweren Sorgen und Regierungsgeschäften aus, und ergötzte sich an den Erinnerungen seiner ersten Liebe. Hier endlich umschwebte ihn Engelbertas sanftes Andenken, und flüsterte ihm mit Engelsmilde Schonung und Erbarmen für Emma und Eginhart ein, indem sie ihn mit

holdem Liebesblick auf die Zeiten erinnerte, wo ja auch er aus Liebe gefehlt hatte, und einem verehrten Vater ungehorsam gewesen war.

Dieß ist die wahre Ursache von Carl des Großen vorzüglicher Neigung zu der altberühmten Stadt. Der Zauber einer ersten, unglücklichen Liebe war es, der den fürstlichen Helden so mächtig an diese Gegend band, ihn, so lange er lebte, mit stiller Sehnsucht dahin zog, und ihn endlich nach dem Tode eine geliebte Ruhestätte dort finden ließ, wo in der Nähe die wunderbar aufbewahrten Reste der ersten Geliebten tief im Schooße der Fluth ruheten.

Bayerische Staatsbibliothek München

# Inhalt.


Seite.

I. So war es nicht gemeint. . . . . . . 1

II. Der Graf von Barcellona. . . . . . 93

III. Schloß Wiernitz. . . . . . . . 175

IV. Carl's des Großen Jugendliebe. . . . 245

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Sämmtliche Werke

Bd.: 28

Wien 1823

P.o.germ. 1811 w-28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124702-0